

Ausgegeben den 5. Juni 1892.

Baltische Monatschrift.

XXXIX. Band.

6. Heft.

Inhalt.

	Seite
Die Fürstin Natalie Worissowna Dolgoruki, geb. Gräfin Scheremetjew. Von J. Engelmann	315
Luthers Stellung zu den Juden. Von Friedrich Lejus	336
„Glück“. Von B. v. S.	346
Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen. Von W. K.	355
Miscellen. (Aus einem Kirchenbuche des Pastors Fernigel. J.)	356

ENSV
Riiklik-Avalik
Raamatukogu

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1892.

In Commission bei f. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Tiedöhl
in Riga, Weidendam Nr. 8, zu richten.

Goldene Medaillen Brüssel und Spaa 1891.

Riga 1880.

Riga 1883.

Riga 1880.



Goldene Medaille.

H. A. Brieger, Riga,

Seifen- und Parfümerie-Fabrik,

gegründet 1849,

empfiehlt in grösster Auswahl anerkannt vorzügliche

Haushaltungsseifen:

Cocoseifen,
Glycerinseifen,
Vaselinseifen,

Toiletteseifen,
Schwimmseifen,
Silberputzseifen etc.

Eau de Cologne,
Blumen-Eau de Cologne,
Extrait d'Odeurs.

Coniferenduft, Pomaden, Brillantine, Haarstärkungsmittel,
Haaröle, Toilettenwasser, Toilettenessige, Cold-Cream, Mund-
wasser, Zahnpulver u. -Pasta, Räucher mittel, Sachets, sowie
sämmliche Parfümerie-Artikel.

Ferner als

Specialitäten I, II, III:

I. H. A. Brieger's Lanolin-Erzeugnisse,

vorzügliche Mittel für die Haut- und Haarpflege.

Lanolin-Crème,

Lanolin-Pomade.

Lanolin-Lippenpomade,

Lanolin-Brillantine.

Lanolin-Toiletteseife,

Lanolin-Milch.

Lanolin-Blumenduftseife,

Lanolin-Puder.

Lanolin-Crème-Seifen in allen modernen Gerüchen.

II. Medicinische Seifen,

einfache, überfettete, aus neutraler Fettkernseife, mit Lanolin- oder Glycerin-
gehalt in Verbindung mit allen gebräuchlichen Medicamenten: Sapo viridis,
Sapo Hispanica, Sapo Butyricus etc.

III. Textil-Seifen,

für die Wollen-, Baumwollen- und Seiden-Industrie, Färbereien (auch für
türkisch Roth), Wäschereien etc.

Bleichsoda.

Grösstes Lager v. Luxuskerzen, Lichten, Baumkerzen, Fackeln u. Ploschken.

Verkauf in den Niederlagen:

Säulenstrasse 10, Sünderstrasse 15,

sowie in den renommirten Drogen-, Material- und Parfümerie-Geschäften
des Reiches.

Preislisten gratis und franco.



Die Fürstin Natalie Borissowna Dolgoruki,

geb. Gräfin Scheremetjew.

Die Fürstin Natalie Borissowna Dolgoruki beansprucht unter den hervorragenden Frauen des 18. Jahrhunderts unsere besondere Aufmerksamkeit durch ihre ideal angelegte Natur und den Adel ihres Charakters, der sich unter den härtesten Schicksalsschlägen bewährte. Wir sehen sie schuldlos hineingerissen in die entsetzliche Katastrophe, die im Intriguenspiel um Macht und Herrschaft ihren Mann und seine ganze Verwandtschaft in Verbannung und Elend und dann mit durch eigene Unvorsichtigkeit aufs Blutgerüst zu qualvollem Tode führte. In allem Unglück und Kummer zeigt sich uns das menschlich schöne Bild einer gottergebenen Dulderin, deren ganzes Leben erfüllt war von hingebender selbstloser Liebe.

Die Hauptquelle für ihr Leben sind ihre als Bruchstücke hinterlassenen Aufzeichnungen, ein rührendes Zeugniß kindlichen Gemüthes und edler Weiblichkeit. Ihre Denkwürdigkeiten schrieb sie kurz vor ihrem Tode im Jahre 1767 als Nonne nieder, auf Bitten ihres ältesten Sohnes und ihrer Schwiegertochter¹. In diesen Aufzeichnungen tritt ihre hingebende warme Liebe, freilich auch ihre naive Parteilichkeit deutlich hervor. Die Thronen, besonders ihren Mann und dessen Wohlthäter Peter II. idealisirt sie, seine Gegner und die Kaiserin Anna, unter der er gelitten, schildert sie ungünstig, aber auch bei diesen subjectiv gefärbten ungünstigen Urtheilen tritt ihre christliche, milde, dem Hass und der Rachsucht abgewandte Gesinnung wohlthuend hervor. Bei solchen Eigenschaften der Verfasserin ist besonders wichtig, was und wie sie Selbsterlebtes erzählt, und wohl zu unterscheiden von dem, wo

¹ Die Denkwürdigkeiten sind gedruckt mit dem Nachweise der früheren Ausgaben und anderen Mittheilungen aus ihrem Leben im Русскій Архивъ 1867. S. 2—63.

sie die damals gang und gäben Legenden wiedergiebt. Sie schrieb ihre Aufzeichnungen 1767, zu einer Zeit, als sich über das Schicksal der Fürsten Dolgoruki schon die verschiedenartigsten Legenden gebildet hatten, Legenden, deren Unrichtigkeit und mangelnde Begründung jetzt durch Nachweise aus dem Staatsarchiv dargethan ist. Besonders ist dies der Fall mit dem, was die Fürstin über den Urheber der Verfolgung gegen die Fürsten Dolgoruki sagt. Sie hält Biron dafür — denn so bezeugte es die Legende. Dem widerspricht die einfache Thatsache, daß im Jahre 1720, wo der Sturz der Fürsten Dolgoruki erfolgte, Biron ein noch wenig einflußreicher Mann war, der eben erst begann den Boden für künftige Erfolge zu sondiren und vorzubereiten. Es ist urkundlich nachgewiesen, daß die Dolgoruki selbst für ihre Hauptfeinde Jaguschinski, Golowkin, Ostermann, Wolynski, Theophan Prokopowitsch gehalten haben und allen Grund dazu hatten, da diese von ihnen vielfach verletzt und in ihrer Stellung durch sie bedroht waren. Wenn weiter unten die Aeußerung über Biron trotzdem abgedruckt wird, so nur deswegen, weil selbst in diesem parteiischen Urtheil die milde Gesinnung der Verfasserin selbst gegen den, den sie für den Urheber des Unglückes ansah, deutlich hervortritt.

Bemerken müssen wir noch die Art und Weise, wie sie des Versuches erwähnt, die autokratische Gewalt der Monarchin zu beschränken. Aus ihren Aeußerungen erfahren wir, was man sich davon in dem Kreise der Dolgoruki erzählte und wie sie es von ihrem Manne erfahren hatte. Sie glaubte die „Punkte“, die die Kaiserin hatte unterzeichnen müssen, wären zum Besten des Volkes erlassen und ihre Feststellung wäre auf allgemeinen Wunsch erfolgt. Von den Machinationen der Dolgoruki hatte sie offenbar keine Ahnung.

Bevor wir aber die Fürstin Natalie Borissowna kennen lernen, müssen wir kurz die damaligen politischen Zustände Rußlands uns vergegenwärtigen¹, die Zustände, die den Schlüssel liefern zum Verständniß des tragischen Geschickes, auf dessen düsterem Hintergrunde die liebliche Gestalt unserer Heldin in ihrer anspruchslosen Schönheit sich abzeichnet.

Peter der Große, „ein souveräner Monarch, der niemandem auf Erden von Seinen Verrichtungen Rede und Antwort geben darf, sondern Macht und Gewalt hat, Sein Reich und Länder als ein christlicher Potentat nach

¹ In der Schilderung der damaligen politischen Zustände folgen wir im Wesentlichen der Schrift *А. А. Корсаковъ, Воспаніе Императрицы Анны Иоанновны. Казань 1880.* Zur Abfassung dieser Schrift wurde dem Verfasser seiner Zeit auf Befehl Kaiser Alexanders II. das Reichsarchiv in St. Petersburg geöffnet. Von demselben Verfasser ist neuerdings erschienen und ist gleichfalls bei der Darstellung benützt: *Изъ жизни русскихъ дѣятелей XVIII вѣка. Казань 1891.* In diesem Werke sind viele Legenden, die sich in Bezug auf die Fürsten Dolgoruki gebildet hatten, auf ihren wahren Werth zurückgeführt worden.

eigenem Willen und Gutdünken zu regieren“ — wie er selbst im Kriegsreglement seine Stellung bezeichnet — hatte von seiner Machtvollkommenheit ausgiebigsten Gebrauch gemacht, um eine Reform im umfassendsten Sinne anzubahnen und Rußland europäisch zu machen. Nicht nur das staatliche, politische Leben sollte von Grund aus anders werden; die Reform sollte sich erstrecken auf das ganze Fühlen und Denken, die Anschauungen, Uebergzeugungen, das Gewissen, kurz auf das ganze Leben des Volkes. Es sollte Alles europäisch werden. Fest und unbeugsam hatte er mit eiserner Consequenz die Riesenarbeit in Angriff genommen und mächtig gefördert, trotz des Widerstandes, auf den er stieß, denn das Volk, dessen ganzes Leben und Sein reformirt werden sollte, hielt am Hergebrachten fest. Peters furchtbarer Energie gegenüber zeigte sich, abgesehen von den ersten Jahren, nur passiver Widerstand. Die vornehmen Geschlechter, aus denen bisher die Leiter des Staates hervorgegangen waren, die denselben nach dem Herkommen geleitet, wohl auch hie und da Verbesserungen versucht und durchgeführt hatten, verschlossen den Groll über die Beseitigung des ehrwürdigen Hergebrachten, über die Verspottung der alten Sitten und Gebräuche in ihrem Inneren, sie ertrugen es murrend, neue Leute niedrigen Standes und Fremde an der Spitze des Staates zu sehen: sie flüchteten sich in die Erinnerungen der alten Zeit des moskowischen Zarthums oder in fremde Länder und suchten die Ideale eines besseren Seins in der Vergangenheit des eigenen Landes oder in den bestehenden Zuständen benachbarter Staaten.

Die mittleren Klassen, die Dienstleute und Alles, was sich aus dem niederen Volk durch eigene Tüchtigkeit herausarbeitete, fügte sich zum Theil der Reform, denn diese eröffnete ihnen die Möglichkeit, emporzukommen zu Macht und Einfluß, ja, in die ersten Reihen zu gelangen.

Das niedere Volk widerstrebte der Reform, denn diese nahm ihm das gewohnte Alte und brachte ihm keine Aussicht auf Besserung, sondern nur Lasten: schweren Steuerdruck und noch schwerere lebenslängliche Rekrutenpflichtigkeit. Diesen Lasten suchte der Bauer sich zu entziehen durch die Flucht über die Wolga in die unermessliche Steppe, in die mütterliche Einöde, oder über die Grenze in die litthauischen Wälder.

Mit Peters Tode trat in der Reformbewegung ein Stillstand ein. Es war Niemand da, der in seinem Geiste und mit seiner Energie sein Werk fortgesetzt hätte. Seine Diener und Gehilfen hatten wohl die äußere Form sich angeeignet, aber das Wesen seiner Thätigkeit war ihnen verschlossen geblieben, seinen Geist besaßen sie nicht! Ihnen gegenüber zeigte sich die Möglichkeit einer Opposition, eines Eintretens für das alte Herkommen und die alten Lebensanschauungen.

Unter den alten Geschlechtern, die im alten Rußland an der Spitze

der Staatsangelegenheiten gestanden hatten, regte sich sofort eine Opposition. Diese wurde um so mehr herausgefordert, als die Aufhebung der alten Thronfolgeordnung durch Peter und sein Gesetz: Jeder Kaiser sei befugt, seinen Nachfolger nach eigenem Ermessen zu ernennen, großes Mißfallen erregt hatte. Durch dies Gesetz wurde die Stetigkeit der Thronfolge, auf der die Ordnung und Sicherheit des ganzen Staates beruhte, erschüttert, und wurden die Staatsstreiche und Gewaltthaten eingeleitet, welche im vorigen Jahrhundert die Thronbesteigungen so oft begleiteten und erst durch die von Kaiser Paul erlassene, jetzt geltende Thronfolgeordnung für immer beseitigt worden sind. Peter der Große starb ohne seinen Nachfolger ernannt zu haben. Die alten Geschlechter forderten die Thronfolge Peters II., Sohnes des unglücklichen Alexei, denn von der Gemahlin Peters, Katharina, die aus niederem Stande war, wollten sie nichts wissen, eben so wenig von deren Töchtern. Die neuen Emporkömmlinge, welche im Prozesse Alexeis eine wenig ehrenhafte Rolle gespielt hatten, und vor Allen Menschikow, hatten von einer Thronbesteigung Peter Alexejewitsch' Alles zu fürchten. So nahm der Streit die Form des Kampfes um die Macht an. Die Anhänger der Reform, die Emporkömmlinge und die Fremden behielten durch das gewandte Eingreifen des holsteinischen Residenten Bassewitz die Oberhand, indem es ihnen gelang, die Kaiserin Katharina I. auf den Thron zu erheben. An die Spitze der Geschäfte trat ein Höchster Geheimer Rath, in den auch Mitglieder aus den alten Geschlechtern berufen wurden. Dieser Höchste Geheime Rath leitete die Staatsgeschäfte ziemlich selbständig und ergriff verschiedene Maßregeln, um die das Volk drückenden Lasten zu erleichtern. Die Anhänger des Alten hatten nunmehr Theil an der Regierung. Es zeigte sich ihr Einfluß bei der Ordnung der Thronfolge. Die Kaiserin Katharina I. übte zum ersten Mal das von Peter dem Herrscher zugesprochene Recht aus und ernannte in ihrem Testament den Enkel Peters des Großen, den oben erwähnten Sohn Alexeis, zum Thronfolger und, für den Fall seines Hinscheidens ohne Ernennung eines Nachfolgers, ihre älteste, mit dem Herzoge von Holstein-Gottorp vermählte Tochter Anna mit ihrer Descendenz und sodann ihre zweite Tochter Elisabeth und deren Descendenz. Die Regentschaft sollte aus den beiden Prinzessinnen, dem Herzoge von Holstein und sämmtlichen Mitgliedern des Höchsten Geheimen Rathes bestehen. Nach ihrem Tode folgte ihr auf Grund ihres Testamentes Peter II. Als Menschikow die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Kaiser durchgesetzt hatte, riß er alle Gewalt an sich, entfernte den Herzog von Holstein und dessen Familie aus Rußland und gerirte sich, als sei er Regent. Seine Hoffahrt und Gewaltthätigkeit, seine Willkür und Habsucht brachte Alles gegen ihn auf. Durch den Jugendfreund des jungen Kaisers, den Fürsten

Iwan Alexejewitsch Dolgoruki, gelang es, den „Allmächtigen“ zu stürzen: er wurde nach Beresow verbannt, die Verlobung des Kaisers mit seiner Tochter ward gelöst.

Die Dolgoruki und Galitzyn erhielten den größten Einfluß auf den Kaiser, sie hatten das Uebergewicht im Höchsten Geheimen Rath, der Hof siedelte nach Moskau über. Diese Uebersiedelung sollte darauf hinweisen, daß nun das Alte wieder zur Herrschaft gelange. Der junge Kaiser verlobte sich mit der Schwester seines Günstlings, der Fürstin Katharina Dolgoruki.

Die Fürsten Dolgoruki und Galitzyn waren durch die Geschichte an die Spitze der alten Geschlechter gestellt worden, sie stammten aus Geschlechtern, welche bereits über 100 Jahre bedeutende Stellungen im Staate bekleidet hatten. Ein Dolgoruki hatte 1608 das Dreifaltigkeitskloster siegreich gegen die Polen vertheidigt, ein anderer hatte als Mitglied des Bojarenrathes sich geweigert, Wladislaw von Polen zum Zaren zu wählen und hatte zugleich mit Galitzyn auf den jungen Romanow als den geeigneten Throncandidaten hingewiesen. Seine Tochter wurde die erste Gemahlin Michael Romanows. Während des ganzen 17. Jahrhunderts hatte die jüngere Linie dieses fürstlichen Hauses im Vordergrund gestanden, unter Peter dem Großen ragten zwei Repräsentanten dieses Zweiges hervor durch ihre Bildung, erfolgreiche Thätigkeit im Staatsdienste und unbestechliche Ehrenhaftigkeit. Jedoch hingen sie an den alten Ueberlieferungen des moskowschen Zarthums, sie hatten Theil genommen an den gemäßigten Reformen unter dem Zaren Fedor.

Die ältere Linie trat in den Vordergrund unter Peter d. Großen. Wassili Lukitsch, der Oheim des Fürsten Iwan, wird als der liebenswürdigste und gebildetste Mann seiner Zeit geschildert, als klug und ungemein thätig. Dagegen war der Vater des Fürsten Iwan, der Fürst Alexei Grigorjewitsch, beschränkt und habgierig. Er bereicherte sich durch Erpressungen und beutete die Stellung seines ältesten Sohnes und seiner Tochter auf das Schamloseste aus. Sein Sohn hat oft genug Protest erhoben gegen das Gebahren des Vaters, doch hatte das nur die Folge, daß der Vater ihn nicht leiden mochte und sogar den vergeblichen Versuch machte, ihn durch seinen jüngeren Sohn beim Kaiser zu ersetzen. Fürst Iwan Alexejewitsch benutzte seinen Einfluß auf den Kaiser nur zu Thaten der Milde und Gnade. Er war ein glänzender Repräsentant der damaligen vornehmen Jugend und hatte eine wilde, leichtsinnig verbrachte Jugend hinter sich¹. Um dem wüsten Jugendrausch ein Ende zu machen, beschloß er zu heirathen. Er freite unter Anderen um die Tochter Jaguschinskis, aber von einer Verbindung mit einem polnischen Geschlecht niederer Abkunft wollte

¹ Von Natur war Fürst Iwan edel angelegt und gutherzig.

sein Vater nichts wissen. Diese Kränkung hat Jaguschinski nie vergessen, er ward ein unverföhnlicher Feind des ganzen Hauses¹. Allein auch später trat sein Leichtsinm wieder hervor und stürzte ihn ins Verderben. Den Adel seiner Seele aber bewies die Ergebung, mit der er den entsetzlichen martervollen Tod erlitt, im jugendlichen Alter von 31 Jahren.

Eine hervorragende Rolle im Höchsten Geheimen Rath spielten zwei Fürsten Galizyn, deren Vorfahren während des ganzen 18. Jahrhunderts bis in die Zeit Peters des Großen hinein wichtige leitende Stellungen eingenommen hatten. Ein Galizyn war der erbitterteste Feind Boris Godunows gewesen, hatte die Fahne des Aufstandes gegen ihn erhoben, einen Sohn ermorden lassen, später hatte er die ihm angebotene Krone aus patriotischen Gründen abgelehnt und Michael Romanow vorgeschlagen. Ein Anderer, der sogenannte große Galizyn hatte während der Jugend Peters unter Sophia den Staat nicht ungeschickt geleitet, sein Nefse Boris Galizyn hatte als Anhänger Peters in der ersten Zeit eine bedeutende Rolle gespielt — hatte aber dann zurücktreten müssen, wie es scheint, weil Peter eifersüchtig auf ihn war.

Die Geschichte hatte diese beiden Geschlechter in den Vordergrund gestellt, die Repräsentanten derselben glaubten den Kampf mit den Emporkömmlingen und Fremden, den Anhängern der gewaltsamen Reformen Peters aufnehmen zu können. Durch den Sturz Menschikows, das Vertrauen und die Sympathie, die der junge Kaiser ihren Bestrebungen entgegenbrachte, schienen sie den Sieg davonzutragen. Da starb der junge Kaiser nach kurzer Krankheit an den Pocken. Um die Macht in Händen zu behalten, begannen die Dolgoruki und Galizyn ein gewagtes Spiel, das ihre Stellung für immer befestigen sollte und — verloren es. Das Testament der Kaiserin Katharina wurde damals, nach dem Sturze Menschikows, als sein Nachwerk, als gefälscht angesehen, dem Gestürzten konnte man ja Alles in die Schuhe schieben. So glaubten die Dolgoruki und Galizyn sich einfach über dasselbe hinwegsetzen zu können. Ja, als die Krankheit Peters II. eine bedenkliche Wendung nahm, meinte Alexei Dolgoruki, es müsse der Kaiser veranlaßt werden, ein Testament zu Gunsten seiner Braut zu unterzeichnen. Das Testament war fertig und bedurfte nur noch der Unterschrift Peters II. Diese sollte der Liebling des Kaisers, der Fürst Iwan, beschaffen — allein er fand oder wollte keine Gelegenheit finden, dasselbe unterzeichnen zu lassen. Als von der Abfassung des Testaments die Rede war, hatte Fürst Iwan geäußert, seine Handschrift sei der des Kaisers täuschend ähnlich, er hatte seinen Verwandten zwei Blatt Papier vorgelegt, auf einem hatte Kaiser

¹ Д. А. Корсаковъ. Изъ жизни русскихъ дѣятелей XVIII вѣка. Казань 1891. С. 100.

Peter II. seinen Namen geschrieben, auf dem anderen er des Kaisers Namen, es war die echte Unterschrift von der nachgemachten nicht zu unterscheiden gewesen; er hatte dann ein Exemplar des Testaments unterzeichnet, und man hatte seine Unterschrift von einer echten nicht unterscheiden können. Sein Vater hatte dieses Exemplar benutzen wollen, allein es war beseitigt und schließlich verbrannt worden.

Da unter der hohen Beamtenwelt der Wunsch Ausdruck erhielt, gesichert zu werden gegen die Willkür Einzelner, wie man sie unter Menschikow erfahren hatte, und in bestimmter Weise Theil zu nehmen an der obersten Verwaltung, so versuchte der Oberste Geheime Rath diese Strömung zu seinen Gunsten auszunutzen und eine Beschränkung der absoluten Gewalt des Kaisers durchzusetzen. Um diesen Plan durchzuführen, beschloß man, eine der Töchter des älteren Bruders Peters des Großen, des Zaren Joann, auf den Thron zu berufen. Weil diese Prinzessinnen bisher gar keine Aussicht gehabt hatten, auf den Thron zu gelangen, so meinte man, sie würden auf Alles eingehen. Man überging die ältere, an den Herzog von Mecklenburg verheirathete, Tochter Katharina und berief die jüngere Anna Joannowna, die verwittwete Herzogin von Kurland, die in Mittau residirte. Man stellte ihr Bedingungen, durch welche die absolute Gewalt der erwählten Kaiserin zu Gunsten des Höchsten Geheimen Rathes beschränkt wurde. Der Oberste Geheime Rath hatte diese Beschränkung nur zu seinen Gunsten stipulirt, daher war die übrige hohe Beamtenwelt unzufrieden und die Feinde und Gegner der Dolgoruki und Galizyn, Jaguschinski und Andere, benachrichtigten die Herzogin von den Mächenschaften und gaben den Rath, die Bedingungen, die sogenannten „Punkte“, scheinbar anzunehmen, es werde sich schon nach der Thronbesteigung die Gelegenheit finden, dieselben zu beseitigen. So geschah es. Der Oberste Geheime Rath hatte der Kaiserin vorgestellt, das Volk wünsche eine solche Beschränkung, in dem Manifeste erklärte man, die Beschränkung sei der Wunsch der Kaiserin. Die Täuschung dauerte nur wenige Tage. Die hohen Beamten, die Generalität, die in Moskau dienenden Edelleute erschienen in großer Zahl bei der Kaiserin, um eine andere Organisation zu erbitten. Die Bitte wurde gewährt, die „Punkte“ wurden zerrissen, und die Kaiserin erklärte, sie stelle die Selbstherrschaft wieder her. Von der „anderen Organisation“ war nicht weiter die Rede. Wir wissen, daß z. B. Twischtschew eine solche in der Tasche hatte, aber es für angezeigt hielt, sie nicht weiter zur Sprache zu bringen. So hatten die bisherigen Machthaber, die Galizyn und Dolgoruki, das Spiel verloren: der Oberste Geheime Rath wurde aufgelöst und die Mitglieder desselben traf die Anklage auf Hochverrath. Es war eine raue Zeit, wer die Macht verlor, verlor alle seine Freunde, selbst seine Verwandten zogen sich meist

zurück, soweit sie nicht selbst von der Anklage erfaßt wurden — wen auch nur die Anklage auf Hochverrath traf, der verlor Vermögen, Freiheit und meist auch das Leben. Folter und qualificirte Todesstrafen herrschten damals noch. In den Sturz eines Vornehmen wurde seine ganze Familie hinein-gezogen. Zunächst traf die Mitglieder des Höchsten Geheimen Rathes harte Verbannung und Vermögensconfiscation¹.

Natalie Borissowna war die Tochter des ersten Feldmarschalls Rußlands, des Grafen Boris Scheremetjew. Der berühmte Feldmarschall und glänzende Cavalier gehörte zur nächsten Umgebung Peters. Im Jahre 1712, 60 Jahre alt, heirathete er zum zweiten Mal die 35jährige Wittwe des Bojaren Lew Maryschkin, eines Oheims Peters des Großen, eine geb. Saltykow, die in ihrer Jugend zur lustigen Gesellschaft Peters gehört hatte. Dieser Ehe entsprangen zwei Söhne und drei Töchter. Natalie Borissowna wurde als zweites Kind und älteste Tochter im Jahre 1714 geboren. Alles schien ihr eine glückliche, glänzende Zukunft zu weissagen. Freilich verlor sie ihren Vater noch in früher Jugend, doch hinterließ er die Familie in glänzenden Verhältnissen.

Sie schreibt: „Meine Mutter erzog mich sorgfältig, in Künsten und Wissenschaften wurde ich unterrichtet — sie hoffte Freude an mir zu erleben und sich in mir eine treue Freundin in Freude und Leid zu erziehen. Sie liebte mich grenzenlos — es war eine schöne Kinderzeit. Doch all mein Glück fand ein jähes Ende. Der Tod schied uns. 14 Jahre alt war ich, als mich dieser erste schwere Schicksalschlag traf. Wie sehr ich weinte, doch war es meiner Liebe zu ihr immer noch nicht genug. Meine Thränen und meine Seufzer haben sie nicht zurückgebracht. Ich blieb als 14jährige Waise zurück bei meinem 15jährigen Bruder, der nun Herr im Hause geworden war — mein Leben war ein anderes geworden. Kann man all den Kummer schildern, der mich heimsuchte. Ob ich wohl auf Glück hoffte, so flossen doch meine Thränen häufig. Meine Jugend half mir über manches hinweg und lehrte mich Geduld in Hoffnung kommenden Glückes. Ich meinte, auch meine Zeit werde kommen, wo ich die Freude des Lebens kosten würde, und ahnte nicht, daß die Vorsehung mich mit ungemessenem Leide bedrohe. Zwei Jahre verbrachte ich nach dem Tode meiner Mutter freund- und freudelos. Mein stolzes Selbstbewußtsein gab mir Kraft, und von meinem Verstande ließ ich mich leiten. Ich schloß mich ein und mied die Gesellschaft, um mich nicht Kränkungen auszusetzen. Es war damals eine schlimme Zeit, der Verkehr in der großen Welt war nicht wie jetzt, und junge vornehme Mädchen

¹ Die Fürsten Dolgoruki waren sehr reich, an sie hauptsächlich waren große Reichthümer aus dem confiscirten Vermögen des verbannten Fürsten Menschikow übergegangen. So folgte die Nemesis dem Unrechte auf dem Fuße.

mussten sehr vorsichtig sein, um sich nicht übler Nachrede und kränkenden Bemerkungen auszusetzen. Dann kam mein Glück.“

Die junge Gräfin lernte den glänzenden Fürsten Iwan Alexejewitsch Dolgoruki, den Günstling und unzertrennlichen Freund des Kaisers, kennen. Der Fürst Iwan, 22 Jahre alt, von einnehmendem Aeußeren, lebenswürdig und lebenslustig, von edlem Charakter, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sie. Es war eine Liebe fürs Leben, ausdauernd in allem Leide bis zum Tode.

Sie schreibt: „Als das Glück kam, glaubte ich die Glücklichste auf Erden zu sein — mein Bräutigam war ja die erste Person im Staate, der Liebling des Kaisers. Ich gestehe, daß die Bewerbung eines solchen Cavaliers mir sehr schmeichelte. Aber obwohl ich ihn vorher gar nicht gekannt hatte, hat seine wahre und innige Liebe zu mir sofort meine Gegenliebe entzündet. Ich war sehr glücklich — ich liebte es sehr zu hören: „Ach, wie ist sie glücklich!“ Ich wußte es nicht, daß das Glück mit mir nur Spiele: es zeigte sich mir, damit ich schmecke, wie glücklich die sein können, welche Gott segnet. Damals ahnte ich von dergleichen nichts. Ich strahlte vor Glück, nichts fehlte mir: mein Geliebter an meiner Seite, mein für immer, Ehre und Reichthum umgaben mich, Alle bewarben sich um meine Gunst. Ich war ja ein 15jähriges Ding und glaubte Sphärenmusik zu hören. Der Glanzpunkt dieser Glückszeit war unsere Verlobung. Die ganze kaiserliche Familie war gegenwärtig, alle fremden Minister¹, die ganze vornehme Welt, die gesammte Generalität. Die Verlobung vollzog ein Bischof unter Assistenz zweier Archimandriten. Die Verwandten überschütteten mich mit Brillanten. Mein Bruder schenkte meinem Bräutigam 6 Rud an alten silbernen Gefäßen. Meiner Kurzsichtigkeit erschien mein Glück festgestellt fürs Leben, ich wußte noch nicht, daß hier auf Erden nichts sicher sei. Vor dem Hause bramten Theertonnen, es war tageshell, große Volksmassen drängten sich herzu, und das Volk pries mich glücklich, denn mein verstorbener Vater, der Feldmarschall, war beim Volke sehr beliebt gewesen.

Und wie lange dauerte dieses Glück? Vom December 1729 bis zum 18. Januar 1730! 26 Tage Glückes küßte ich mit 40 Jahren Leides: für jeden Tag Glückes fast 2 Jahre Kummer. Sechs Tage sind abzuziehen. Doch wer kennt die Zukunft? Wer weiß, was mir noch bevorsteht, wenn mein Leidensweg sich noch verlängert?“

Doch nun kommen wir zu anderen Schilderungen. „Noch jetzt erfaßt mich Grauen, wenn ich zurückdenke, wie jäh nach aller Freude und allem Glanz der Sturm über mich hereinbrach. Herr Gott! gieb mir Kraft, mein

¹ Der Herzog de Liria berichtet über die große Schönheit der Braut.

Mißgeschick zu schildern, zum Nutzen für Andere, zum Trost für Betrühte, daß sie, meiner Leiden gedenkend, getröstet werden! Alle Tage meines Lebens habe ich im Unglück verbracht, ich habe Alles erduldet: Verfolgung, Pilgerschaft, Verbannung, Armuth, Trennung von denen, die ich liebte, Alles, was ihr nur erdenken könnet. Ich rühme mich nicht meiner Geduld, aber ich rühme mich der Gnade Gottes, daß er mir die Kraft verliehen hat zu tragen und noch verleiht. Ein sterblicher Mensch kann solche Schicksalsschläge ohne Gottes Hilfe nicht ertragen: denkt nur an meine Erziehung und meine jetzige Lage.“

Am 18. Jan. 1730 starb Kaiser Peter II. Die ganze Auffassungsweise damaliger Zeit tritt uns entgegen in den Worten: „Es war Gottes Wille, das Volk zu strafen für seine Sünden.“ Die damaligen Verhältnisse zeigen sich in charakteristischer Eigenthümlichkeit, wenn wir lesen:

„An diesem Tage versammelte sich meine ganze Verwandtschaft, bedauerte, beklagte mich und berieth, wie mir das Unglück mitzutheilen sei. Als ich aufstand, bemerkte ich an den verweinten Gesichtern, daß ein Unglück geschehen sei, aber ich ahnte nicht, welches; ich wußte, daß der Kaiser an den Pocken erkrankt sei, aber daß er sterben könne, kam mir nicht in den Sinn. Was mit mir vorging, als man mir den Tod des Kaisers meldete, weiß ich nicht. Als ich zur Besinnung kam, schwebte mir nur ein Gedanke vor: ich bin verloren. Ich kannte zu gut die Gewohnheiten meines Vaterlandes, um zu wissen, daß jeder Günstling eines Herrschers nach dessen Hinscheiden ein verlorener Mann sei. Doch hatte ich keine Ahnung dessen, was mich erwartete: da ich wußte, wie ehrenhaft mein Bräutigam stets handelte, wie unschuldig an Mißbräuchen und Verbrechen er sei, so konnte ich nicht ahnen, daß es möglich sei, einen Menschen ohne Gericht und wider das Recht zu verurtheilen, ihm Ehre und Gut zu nehmen. Ich sollte erst noch erfahren, daß im Unglücke Recht und Wahrheit nichts gelten. Ich war untröstlich und meine Thränen strömten. Meine Verwandten suchten mich zu trösten: ich sei noch jung, ich solle mich nicht so unsinnig meinem Kummer hingeben und mich zu Grunde richten. Wenn es meinem Bräutigam schlimm gehe, so könne man ihm abfragen; es würden schon andere sich finden, nicht schlechter als er, wenn auch vielleicht nicht so hohen Ranges. Ja, es fand sich damals sogar einer, der mich gern genommen hätte, nur ich wollte nicht, wenn auch meine ganze Verwandtschaft mich bestürmte, ihn zu nehmen und dem Unglück zu entgehen. Dieser Vorschlag war mir so entsetzlich, daß ich ihn keiner Antwort würdigte. Erwägt doch, wie sollte mir das ein Trost sein und wie konnte ich mit reinem Gewissen so handeln: so lange er groß und reich war, war ich seine glückliche Braut, als er ins Unglück gerieth, sollte ich ihm abfragen. Solchem ehr- und gewissenlosen Rath konnte ich

nicht folgen. Mein Sinn stand so: Einem hatte ich mein Herz gegeben, mit ihm vereint zu leben und zu sterben. Kein Anderer konnte meiner Liebe theilhaft werden. Ich kann nicht heute den und morgen einen Anderen lieben, wie es heute Mode ist. Ich habe der Welt bewiesen, daß meine Liebe treu ist. In allem Unglück bin ich sein Genosse gewesen und kann in Wahrheit sagen, trotz allem Unglücke habe ich niemals bereut, ihn geheirathet zu haben, und habe nie gegen Gott gemurrt. Gott ist mein Zeuge, Alles habe ich durch meine Liebe zu meinem Manne ertragen, und so viel ich konnte, habe ich ihn noch gestärkt. Meine Verwandten dachten anders, oder vielleicht gaben sie mir jenen Rath aus Mitleid."

Sie blieb sich selbst getreu: sie würdigte diesen Vorschlag keiner Antwort. Sie that, was treue Liebe, Ehre und Gewissen ihr vorschrieben.

Erst am Abend dieses Unglückstages sah sie ihren Bräutigam und erfuhr die Einzelheiten des rührenden Heimganges des jungen Kaisers, der bei vollem Bewußtsein von seinem Freunde Abschied nahm. Die Verlobten schwuren sich Liebe und Treue und festes Aushalten, nur der Tod könne sie scheiden.

Die Anzeichen kommenden Unglückes mehrten sich. Die zahlreichen Anhänger und Freunde verschwanden, selbst die Verwandten zogen sich zurück und mieden sie. Die Beerdigung des Kaisers sah sie von ihrem väterlichen Hause aus. „Der Anblick meines Bräutigams war erschütternd. Er war todtenbleich, der Blick, mit dem er zu mir aufschaute, schien zu sagen: wen begraben wir? wen geleite ich zum letzten Mal? Ich war so erschüttert, daß ich ohnmächtig zusammenbrach. Als ich zu mir kam, ließ ich meinen Thränen freien Lauf um unseren jugendlichen Herrscher, voll aufrichtiger Liebe zu seinem Volke. Mir schien es, daß nicht nur die Menschen, sondern auch der Himmel und die Elemente weinten. Unter den Menschen wird es freilich auch solche gegeben haben, die sich freuten, weil sie von der neuen Herrscherin für sich Gunst und Gnade hofften.

Nach einiger Zeit fand der feierliche Einzug der neuen Herrscherin statt. Ich fuhr ins Palais und sah von einem Fenster aus die ganze Ceremonie. Dicht unter meinem Fenster ging die Kaiserin vorüber. Da sah ich zum letzten Mal meinen Bräutigam an der Spitze seines Regiments, der Kaiserin die militärischen Ehren erweisen. Bei der Rückfahrt vom Palais mußte ich durch die Reihen der Soldaten fahren. Einige riefen: „Das ist unseres Vaters Braut“, manche liefen zum Wagen: „Mütterchen, wir haben unseren Kaiser verloren“, andere dagegen: „Eure Zeit ist vorüber, jetzt ist nicht mehr die alte Zeit.““

Sie schreibt: „So wie die Kaiserin in die Selbstherrschaft eintrat, so begann die Verfolgung unserer Familie, nicht daß sie so sehr erbittert gewesen

wäre, aber ihr Favorit, der beständig um sie war, legte es darauf an, unser Geschlecht zu vernichten und vom Erdboden zu vertilgen; denn als man sie auf den Thron berief, war unter anderen Punkten auch der bestimmt worden, daß dieser Favorit, der ihr Kammerherr war, in unseren Staat nicht kommen sollte: denn sie lebten in ihrem eigenen Lande. Wenn sie auch unsere Prinzessin war, so war sie verheirathet worden und lebte als Wittve in ihrem Lande und er sollte zu Hause bleiben und bei uns keine Stellung und Einfluß erlangen, was sie auch unterschrieben und zugesagt hatte. Allein zahlreiche Uebelgesinnte, Feinde ihres eigenen Vaterlandes, beseitigten die Punkte und gaben ihr in Allem die Unabhängigkeit wieder und vernichteten das vom Volke Gewünschte, und ihm gestatteten sie Zutritt zu ihr. Als er mächtig wurde, war es sein erstes Werk uns zu vernichten. Er sagte es öffentlich: ich werde dieser Familie kein Haus lassen! Er hat es auch ausgeführt. Als er eine hohe Stufe erlangt hatte, konnte er uns nicht ruhig ansehen. Er fürchtete uns und schämte sich; er kannte unsere Familie, daß sie seit hunderten von Jahren in eigenem ererbten Besitze gewesen war, dann vielen gekrönten Häuptern gedient hatte. Die Vorfahren der Kaiserin hatten unser Geschlecht geliebt um treuer Dienste willen, dem Vaterlande erwiesen: sie hatten ihres Lebens nicht geschont und viele waren auf dem Felde der Ehre gefallen. Für solche sonderliche Dienste waren sie von den Herrschern mit Ehren und Orden belohnt worden und hatten auch in fremden Staaten sich ausgezeichnet, wo ihr Name einen guten Klang hatte. Er aber war von niedriger Abkunft und erlangte eine solche Stufe, daß ihm eigentlich nur die Krone fehlte. Man küßte seine Hand; was er wollte, das geschah, man titulirte ihn Hoheit. Er meinte seine Pläne nicht durchführen zu können, wenn er nicht die vornehmen Geschlechter vernichte, so hat er denn außer unserer auch eine eben so vornehme Familie¹ zerstört und in die Verbannung geschickt. Alles beugte sich vor ihm. Doch davon will ich schweigen, um nicht zu viel zu sagen, ich will ja nur mein Unglück schildern und nicht fremde Schuld.“

„Man quälte mich mit Nachrichten! Bald hinterbrachte mir Einer: man wird ihn verschicken, bald der Andere: man nimmt ihm Rang und alle Orden. Nur 16 Jahre alt, mußte ich das Alles allein ertragen, nirgends eine Freundeshand, nirgends Jemand, mit dem ich mich besprechen konnte, und doch mußte ich handeln, die Würde des Hauses, Ehre, Pflicht und Treue aufrecht erhalten. Meine große Liebe zu ihm trieb alle Furcht aus meinem Herzen, und doch glaubte ich manchmal vor Kummer erliegen zu müssen. Es war eine entsetzliche Zeit! Mir scheint es, wenn der Antichrist

¹ Die Fürsten Galitzyn.

kommt, wird es nicht ärger sein. Mein Blut wallt auf, wenn ich daran denke, was damals für Häuser zu Grunde gerichtet wurden, bis heute können wir uns noch nicht aufrichten — was mich betrifft, für diese Welt bin ich für immer zu Grunde gerichtet.

Dieser elende Zustand dauerte bis zum April. Meine einzige Freude, mein einziger Trost waren seine Besuche. Wenn er kam, saßen wir zusammen und weinten. Wo war mein Frohsinn hin! Das sah nicht aus wie Besuche eines Bräutigams bei seiner Braut. Was mußte ich im Hause leiden.“ Die Verwandten redeten ihr zu, diese Heirath aufzugeben. „Doch da sie meine Festigkeit sahen, mußten sie nachgeben. Mein ältester Bruder lag krank an den Pocken. Mein jüngerer Bruder, der mich sehr liebte, war damals der Ansteckung wegen ganz von uns getrennt in einem anderen Hause.

Meine Verwandten, selbst die nächsten, zogen sich ganz von uns zurück. Meine Großmutter (Maria Salkyrow, geb. Fürstin Prossorowski) starb damals, so war ich ganz verlassen. Gott selbst gab mich zur Ehe, Niemand anders. Der Tag der Hochzeit war bestimmt und Niemand da, mich zu geleiten. Gott selbst erweichte das Herz zweier alten Tanten, daß sie mir das Geleit gaben. Seine Verwandten, seine Eltern und Brüder waren alle zugegen.“ Die Trauung fand in einer Villa 15 Werst von Moskau statt, wohin der Vater des Bräutigams sich nach dem Tode des Kaisers zurückgezogen hatte.

„Der Abschied vom kranken Bruder war kummervoll, unser Jammer und unsere Thränen hätten einen Stein erweichen können. Welch ein Unterschied zwischen der Verlobung und der Trauung. Von dem Augenblick an, wo ich das väterliche Haus verließ, bin ich fast beständig auf der Wanderung gewesen.

Am 3. Tage nach der Hochzeit wollten wir Visiten machen, doch statt dessen wurde meinem Schwiegervater ein Ukas eröffnet, der ihn bis auf Weiteres auf seine entfernten Güter verbannte. Wie mißfiel mir das, ich war jung, als junge Frau wollte ich nun anfangen zu leben und zunächst Visiten machen. Ich sagte meinem Schwiegervater und Mann: Ihr seid unschuldig, wie kann man Euch ohne Urtheil verbannen. Geht zur Kaiserin und rechtfertigt Euch. Mein Schwiegervater blickte mich verwundert an über meine jugendliche Naivität. Ich setzte es durch, daß wir Visiten machten. Als wir zum Dheim kamen, fragte er erstaunt: „Habt ihr noch keinen Ukas erhalten — ich bin verbannt.“ Bald versammelte sich die ganze Verwandtschaft bei ihm: sie waren Alle verbannt. Nun sah ich ein, es war nichts zu machen — wir fuhren nach Hause: ich habe Keinen wiedergesehen, ich habe von Keinem Abschied genommen! Als ich nach Hause kam, fand ich

allgemeine Verwirrung; es war befohlen, in dreien Tagen abzureisen — ich begriff, es blieb nichts übrig, als sich fügen: für den, der im Unglücke war, gab es keine Rechtfertigung, nicht besser als bei den Türken; wenn die seidene Schnur geschickt wurde, mußte man sich erwürgen.

Ihr könnt Euch denken, wie mir zu Muth war, um mich nur Weinen und Klagen, Jeder sucht seine Sachen zu packen. Nun ergriff auch mich die Angst, wohin ich fahre, weiß ich nicht, wo ich leben werde, auch nicht. Die Verwandten meines Mannes sind mir fremd, und nun sollte ich fort von all den Meinen. Mein Mann, im Auslande erzogen, der nie in Rußland eine Reise gemacht hatte, überließ mir die Reisevorbereitung. Ich verstand von nichts, konnte mir bei Niemandem Rath's holen. Ich meinte, ich bedürfe nichts, man werde uns bald zurückrufen. Obwohl ich sehe, wie meine Schwiegermutter und die Schwestern meines Mannes sich Brillanten und Geld und Schmuck in die Taschen stecken, so schickte ich Alles, was ich an Geld und Brillanten, Spitzen und Kleidern und Pelzwerk hatte, Alles zu meinem Bruder zum Aufbewahren und nahm nur das Nothdürftigste mit. Mein Bruder sandte mir 1000 Rbl., ich behielt nur 400 Rbl. — ich meinte, ich bedürfe dessen nicht, wir würden auf Kosten meines Schwiegervaters reisen, da mein Mann von seinem Vater nicht abgetheilt worden war.

So reisten wir ab. Meines Mannes 5 Reitpferde und 10 Dienstboten nahmen wir mit, unterwegs erst erfuhr ich, daß ich auf eigene Kosten reise und für uns selbst zu sorgen habe. Es war April, die Flüsse überall ausgetreten und 800 Werst hatten wir zu machen, bis zum Gute des Schwiegervaters, auf dem wir leben sollten. Von meinen Verwandten war Niemand gekommen, von mir Abschied zu nehmen: wagten sie es nicht oder wollten sie nicht, Gott mag das entscheiden. Mich begleitete meine Madam, eine Ausländerin, die meine Erzieherin gewesen war, und meine Jungfer; wie freute ich mich, Bekannte um mich zu haben. Wie schwer mir auch zu Muth war, doch mußte ich meinen Kummer verbergen, um meinen Mann aufzurichten, der sich quälte, daß ich um seinerwillen ins Unglück gerathen sei. An ihrem Glanze und ihren Freuden hatte ich nicht Theil genommen, aber in ihrem Kummer ward ich ihr Gefährte und dazu noch die Jüngste, da mußte ich gegen Alle dienstfertig sein. Ich hoffte auf meinen frohen Sinn und daß es mir gelingen werde, Alle zu befriedigen.

Als wir 90 Werst gefahren waren, holte uns in Kolonna ein Courier ein — es war befohlen, die Orden abzunehmen. In der Residenz hatte man sich gesehent, Unschuldige zu berauben, so sandte man auf die Landstraße. Wir gaben mit Freuden Alles ab und glaubten, nur werde man sich beruhigen. Auf dem Wege mußten wir in Zelten übernachten, hier

konnte ich sehen, wie wenig man mich leiden mochte. Die beste Stelle wurde für die Eltern ausgesucht, dann für die Töchter, dann für die unverheiratheten Söhne, dann endlich für uns, als ob wir gar nicht zu ihnen gehörten. Oft war es so feucht, daß Alles naß wurde. Eine kleine Zerstreung machte sich mein Schwiegervater, ein leidenschaftlicher Jäger, unterwegs durch die Jagd. Wenn Alle zur Jagd gingen, blieb ich allein und weinte mich aus.“ Beim Uebersetzen über einen kleinen Fluß wäre der Fürst Iwan fast ertrunken. „Seitdem ließ ich ihn nicht mehr von meiner Seite. Nach dreiwöchentlichen Fahrten war der halbe Weg zurückgelegt, wir hatten ein kleines Gut meines Schwiegervaters erreicht und wollten hier ausruhen. Kaum waren wir drei Wochen da, so erblickten wir eines Tages Soldaten, die das Haus umstellten und in dasselbe eindrangen. Ich weiß nicht, was man meinem Schwiegervater eröffnete, ich umklammerte meinen Mann und ließ ihn nicht mehr los, ich fürchtete, daß man uns trennen wollte. An allen Thüren standen Schildwachen mit aufgepflanztem Bajonnet. Für uns war im Gutsgebäude kein Raum gewesen, wir schliefen in einer Heuscheune, nur in Begleitung zweier Soldaten durfte ich hin, meine Sachen zu holen. Denselben Abend mußten wir aufbrechen. Auf der Fahrt erfuhr ich, wir seien verschickt“ — an denselben Ort, wohin die Dolgoruki Menschikow hatten bringen lassen, nach Beresow, so rasch folgte die Nemesis — „dort mußten wir unter strenger Bewachung leben, Niemand werde zu uns gelassen, wir zu Niemandem, nur in die Kirche, zu schreiben werde nicht gestattet, Papier und Tinte uns zu geben, sei verboten. Also abgeschlossen von aller Welt, von meinem Bruder, lebendig, aber für alle Anderen todt. Mich erfasste Verzweiflung, und ich lag lange Zeit in Erstarrung, erst später fanden sich lindernde Thränen, doch ich überwand meine Schwäche und unterdrückte meine Verzweiflung aus Liebe zu meinem Mann: er war mir theurer als Alles. Die Liebe hat mich Alles ertragen lassen; ich habe für ihn Alles freudig hingegeben, Ehren, Reichthum, Verwandte, ich habe freudig mit ihm den Pilgrimstab ergriffen und habe mit ihm gelitten, meine ungefälschte Liebe hat mich Alles tragen lassen. Vor Gott und vor der ganzen Welt bekenne ich es: er allein ist in meinem Herzen gewesen. Es war, als wären wir für einander geboren und könnten ohne einander nicht sein.

Auch heute noch denke und fühle ich so, ich klage nicht, daß mein Leben verloren ist, ich danke Gott, daß er mich einen solchen Mann hat finden lassen, der es werth war, daß ich für seine Liebe mit meinem ganzen Leben zahle, mit einem ganzen Leben voll schwerer Pilgrimschaft und Leiden.

Mein Schwiegervater erschraf, als er meinen Zustand sah. Man brachte uns zur Stadt, wo wir eine Woche blieben, bis das Fahrzeug, auf dem wir uns einschiffen sollten, eingerichtet war. Meine treue Erzieherin, eine

Deutsche, Marie Stauden, die mich bisher begleitet hatte, mußte mich nun verlassen; was sie thun konnte, um mein Schicksal zu erleichtern, that sie, sie richtete uns auf dem Boote einen Verschlag ein, verstopfte die Ritzen und verklebte Alles, sie gab mir noch alles Geld, was sie bei sich hatte. Zur Bedienung gab man uns 10 Personen, davon 5 Mädchen, doch setzten meine Schwägerinnen es durch, daß meine Jungfer nicht mitgenommen wurde, man gab mir eine von ihnen, die nichts verstand als Waschen. Als wir auf die Strufe gingen, begleitete mich meine Erzieherin. Ich dankte ihr innig, als ich sah, was sie für uns gethan hatte, ich fiel ihr um den Hals und erstarrte. Wer und wie man uns getrennt hat, weiß ich nicht; als ich erwachte, lag ich auf dem Bette in unserem Verschlage und mein Mann rieb mir die Schläfe. Ich stürzte nach oben, doch wir waren schon weit fort. Ich hatte mich von all den Meinen getrennt um seinetwillen, er war mein Alles.“

Auf der Strufe fuhren sie vom 24. Juni bis zum 1. August die Oka und Wolga hinunter und dann die Kama hinauf, oft durch Sturm und Wellen in Gefahr.

„Als die Wasserfahrt ein Ende hatte, freute ich mich, ich glaubte, solche Angst und Lebensgefahr nicht mehr befürchten zu müssen. Ich sollte erst erfahren, daß es viel schlimmer wurde. 300 Werst mußten wir übers Gebirge fahren, beständig hinauf und hinunter, ein schmaler Weg für ein Pferd eingerichtet, furchtbar steinig, jeder Stoß des Rades machte mir die entsetzlichsten Schmerzen — ich flehte oft um kurze Erholung — nichts half. Die Befehlshaber eilten so rasch als möglich vorwärts. Alle 40 Werst ein kleines Häuschen zur Erholung für die Reisenden und zum Füttern der Pferde. Oft wurden wir so naß, daß wir uns im engen Raum kaum trocken konnten. Als ich das erste Mal ein solches Häuschen betrat, vergaß ich mich zu bücken und schlug mit der Stirn so hart an den Thürbalken, daß ich besinnungslos zusammenbrach. Meine arme Schwiegermutter verlor den Gebrauch ihrer Hände und Füße und starb nach zwei Monaten.“

Vom 1. August fuhren sie auf Teleggen von Solikamsk ab. Am 3. erreichte sie ein Courier des Senats, der ein Inventar aller in ihrem Besitze befindlichen Sachen aufnahm, doch ließ man ihnen noch dieselben, später nahm man die Kostbarkeiten weg. Am 24. August trafen sie in Tobolsk ein. Eine austrangirte Barke wurde für ihren Transport den Ob hinab nach Beresow nothdürftig eingerichtet. „Hier verließen uns der Gardeofficier und die Gardesoldaten, die uns hierher gebracht hatten; wir weinten, als trennten wir uns von Verwandten, waren es doch Leute, die uns im Glück gesehen hatten, die da wußten, wer wir waren. Von nun an waren wir bloß noch Arrestanten ohne Namen — es giebt nichts Elenderes auf Erden.

Die Barke, die man für uns zugerichtet hatte, war alt und unbrauchbar, ein Wunder, daß wir nicht untergingen. Die Verschläge waren roh aus Brettern zusammengeschlagen, überall Ritzen und Löcher, beim geringsten Winde ein entsetzlicher Zug. Dabei schmutzig. Der Officier, in dessen Gewalt wir waren, war roh und ungebildet, aus dem Bauerstande hatte er sich aufgedient, er hielt sich für zu vornehm mit uns zu sprechen, aber er kam täglich, um mit uns zu speisen, über das Hemd hatte er einen Soldatenrock geworfen und Pantoffeln an bloßen Füßen. Einen ganzen Monat fuhren wir unter seinem Commando. Sturm und Ungewitter bedrohten uns oft, und selbst unser Commandeur war einmal im Begriffe, sich und die Soldaten zu retten und uns im Stich zu lassen. Endlich langten wir in Beresow an: einem kleinen Städtchen auf einer Insel, vom niedrigsten Volke bewohnt, das sich von rohen Fischen nährt, mit Hunden fährt und sich in Felle kleidet. Die Häuser aus Cedernholz, die Fensterscheiben aus Eisplatten. 8—10 Monate Winter, nichts wächst da, nicht einmal Kohl, rund umher Sumpf und Wald. Getreide wird 1000 Werst weit hergebracht zu Schiff. Nicht das Geringste war zu haben. Ich beklagte, daß ich nicht gestorben sei. Mein armer Mann erkrankte ob all dem Kummer. Der Jammer, daß er mich im Unglücke sah, zehrte ihm am Herzen. Er suchte Trost im Gebet, im Almosengeben, im Fasten und im Abendmahl. Er warf seinen Kummer auf den Herrn, hegte gegen Niemanden Haß, dachte nicht an das Böse, das ihm geschehen war. Ich hatte Alles in ihm: einen liebevollen Mann, Vater und Lehrer. Er lehrte mich beten, mich Anderer erbarmen, er lehrte mich die Bibel kennen, die er täglich las. Er lehrte mich die Feinde lieben und alle Kränkungen vergessen. Er hat den Grund zu meinem Seelenfrieden gelegt, daß ich mit Allem zufrieden bin, das aus Gottes Hand kommt, denn er hat mich gelehrt Gott für das Kreuz, das er uns auflegt, zu danken.“

Bei ihrer Ankunft trafen die Dolgoruki in Beresow noch die nunmehr zurückkehrende Familie des durch sie verschickten und im Exil verstorbenen Fürsten Menschikow. Den Dolgoruki war ein mit hohen Pallisaden umgebenes Haus angewiesen, nur der Besuch der naheliegenden Kirche war ihnen gestattet und nur unter strenger Bewachung. Bald nach der Ankunft (September 1730) im November starb die alte Fürstin. Das Leben der Verbannten wurde vergiftet durch Familienhader. Der Vater und die älteste Schwester Katharina, die gewesene Braut Peters II. überhäuften den Fürsten Iwan mit Vorwürfen, er sei schuld am Untergange des Hauses. Obwohl bei diesen häßlichen Zänkereien der Name der Kaiserin nicht geschont wurde, so hatte doch eine Denunciation nur die Folge, daß man aus Petersburg den Verbannten einschärfen ließ, sie sollten in Ruhe und Frieden leben.

Der Fürst Iwan suchte Trost in der Religion, ihn quälten Gewissensbisse, daß er das, wie erwähnt, verbrannte Testament mit dem Namen Peters II. unterzeichnet habe; sein Beichtvater tröstete ihn: Gott wird es vergeben. Am 2. April 1731 gebar Natalie Borissowna ihren ältesten Sohn. Im Jahre 1734 starb der alte Fürst. Fürst Iwan war nun Haupt der Familie, aber bei seinem schwachen und dabei leicht aufbrausenden Charakter nicht im Stande, seiner hochmüthigen Schwester gegenüber seine Autorität aufrecht zu erhalten. Dieser ganze Jammer mußte mit doppelter Schwere Natalie Borissowna drücken, auf der außerdem noch die Sorgen und Mühen um die wirthschaftlichen Nöthe lasteten.

Unterdeß waren in den äußeren Verhältnissen der Verbannten durch Connivenz der Vorgesetzten vielfache Erleichterungen eingetreten. Der Wojewode und der Chef der Garnison gestatteten ihnen manche Freiheiten und verkehrten mit ihnen auf freundschaftlichem Fuße. Fürst Iwan machte Bekanntschaften mit Officieren, unter deren Einfluß änderte sich seine religiöse Stimmung, er suchte sich auf Gelagen in lärmender Gesellschaft zu zerstreuen, er rief sich die Zeiten seines Glanzes zurück und erging sich in prahlerischen Erzählungen über seine frühere Macht und in respectwidrigen Aeußerungen über die Kaiserin und die Prinzessin Elisabeth und seine Gegner. Es gab Denunciationen. Es kam der Befehl, die Aufsicht über die Verbannten zu verschärfen. Ein betrunkenener Beamter Tschin, von dem Korsakow meint, es sei sehr möglich, daß er von den Feinden der Dolgoruki als agent provocateur abgesandt war, hatte der Fürstin Katharina freche Anträge gemacht, wofür er von einem mit dem Fürsten Iwan befreundeten Officier durchgeprügelt worden war. Durch denselben ließ sich der Fürst Iwan zu den unvorsichtigsten Aeußerungen hinreißen, unter Anderem: er habe die Chefs so reich bezahlt und beschenkt, daß eine Denunciation nicht wirken werde. Auf Tschins Denunciation mit dem ominösen СЛОВО И ДѢЛО wurde ein Verwandter Uschakows, des entsetzlichen Chefs der geheimen Kanzlei, entsandt, „um das Loos der Verbannten zu erleichtern“. Unter diesem Vorwande wurden alle die ermittelt, die zu den Dolgorukis in guten Beziehungen standen. Kaum war Uschakow abgereist, so wurde Fürst Iwan, der sich mit den schönsten Hoffnungen schmeichelte, verhaftet, von Frau und Geschwistern getrennt und in eine Erdhütte gesperrt; Niemand durfte zu ihm. Seine Frau konnte ihn nur sehen, wenn sie ihm das Essen brachte und nur so lange die Thür geöffnet war und die Wache das Essen entgegennahm.

„Man hat mir mein Leben genommen,“ schreibt sie, „meinen herzliebenden Mann und Vater, mit dem ich Alles theilen wollte, Bande und Tod. Das erbärmliche Zimmer, in dem wir lebten, war mir durch seine Gegenwart mehr als der schönste Palast. Doch Gott hat es zugelassen um

meiner Sünden willen, und durch die Bosheit seiner Schwester und seines Bruders habe ich ihn verloren.“

Am 4. August 1738 wurde Fürst Iwan weggebracht, ohne daß seine Frau eine Ahnung davon hatte.

„Man sagte mir, er sei fortgebracht, ich schrie auf, ich riß mir die Haare, ich flehte Jeden an: laßt mich Abschied nehmen von ihm, erbarmet Euch, wenn Ihr Christen seid. Aber da war Keiner, der mich getröstet hätte. Man griff mich, sperrte mich ein und stellte eine Schildwache mit auf-gepflanztem Bajonnette davor.“

Auf Grund jener Denunciationen und der Ermittlungen Uschakows wurden der Wojewode, zwei Officiere, vier Geistliche, zwei Brüder des Fürsten Iwan, mehrere seiner Diener und andere Bewohner Beresows nach Tobolsk gebracht. Dort begann die Untersuchung mit Folter unter Uschakows Leitung. Fürst Iwan, schon erschöpft durch die lange Einschliefung in Beresow, wurde an Händen und Füßen gefesselt in Tobolsk in ein feuchtes Gefängniß gesperrt. Auf der Folter erzählte er vom Testamente und von Allen, was seine Verwandten vor 9 Jahren gesprochen und geplant hatten. Jetzt begann ein Hochverrathsproceß mit allen Grausamkeiten jener Zeit. Alle Dolgoruki und Galizyn wurden aus ihren Verbannungs-orten nach Schlüsselburg gebracht, gefoltert und verurtheilt. Das tragische Geschick der Dolgoruki wollte, daß beim Beginne des Processes Schafirrow, der Schwiegervater eines der Fürsten Dolgoruki, starb, dem es eben gelungen war, seinem Schwiegersohne die Stellung eines Gesandten in England zu verschaffen. Er sollte schon nach England abreisen, da wurde er verhaftet, in den Proceß verwickelt und hingerichtet.

1739 am 8. November wurde Fürst Iwan in Nowgorod geviertheilt; er starb mit Ergebung und unter Gebeten. Mit ihm wurden drei seiner Oheime hingerichtet. Zwei andere Fürsten Dolgoruki, sowie die Fürsten Galizyn wurden zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt.

Der Chef der Garnison von Beresow wurde hingerichtet, der Beichtvater des Fürsten Iwan und die Geistlichen wurden mit der Knute bestraft und verschickt.

Einer der Brüder des Fürsten Iwan, der von den Untersuchungsrichtern trunken gemacht und zu Aussagen gegen seinen Bruder gebracht worden sein soll, machte bald darauf einen Selbstmordversuch. Beide Brüder wurden 1740 nach Tobolsk geschickt, dort sollten sie mit der Knute bestraft und ihnen die Zunge ausgeschnitten werden. Als Biron Regent wurde, war eine seiner ersten Maßregeln, diese Strafe aufzuheben — allein, der Befehl kam zu spät, die Strafe war bereits vollzogen.

Nach der Trennung von ihrem Gemahl, unter den entsetzlichen Seelenleiden gebar Natalie Borissowna im October 1739 ihren dritten Sohn Dmitri, der sein ganzes Leben kränklich war und schließlich in Melancholie verfiel.

Aus der Zeit bald nach der Hinrichtung des Fürsten Iwan ist folgende Verfügung der Geheimen Kanzlei erhalten: „Der Frau des Fürsten Iwan wird auf ihre Bitte: „Falls ihr Mann noch lebe, nicht von ihm getrennt zu werden, falls er nicht mehr lebe, ins Kloster gehen zu dürfen“ — gestattet, zurückzukehren.“

Sie schreibt: „Nach meiner Rückkehr mußte ich in Moskau drei Jahre hindurch in fremden Häusern als Wittve ärmlich mein Leben fristen, um meine Kinder zu erziehen. Wie viel Feindschaft und Verleumdung, wie viel Unterdrückung, wie viel Schaden und Einbuße mußte ich erleben. Gott ist mein Zeuge.“

Unterdessen waren die Hauptfeinde der Dolgoruki gestorben: Theophan Prokopowitsch, Graf Jaguschinski, Graf Golowkin, Wolynski war hingerichtet, Biron war gestürzt, Ostermann und der jüngere Golowkin waren verbannt. Die Kaiserin Elisabeth rief alle unter den vorigen Regierungen Verbannte zurück, unter ihnen die Dolgoruki, von denen mehrere an den Hof kamen. Die Fürstin Katharina heirathete den Grafen Bruce, doch ist sie bald darauf gestorben, nachdem sie gemeinsam mit ihrer Schwägerin in Nowgorod eine Capelle zur Erinnerung an ihren unglücklichen Bruder gestiftet. Seit 1743, als ihr ältester Bruder die Fürstin Tscherskaski, eine Jugendfreundin von ihr, geheirathet hatte, lebte Natalie Borissowna bei ihm. Ihr geliebter jüngerer Bruder unterstützte sie mit Rath und That, es gelang ihr einen Theil des Vermögens für ihre Söhne zurückzuerhalten. Ihre Söhne ließ sie in die Garde treten. Den ältesten verheirathete sie mit einer Fürstin Galizyn, und nachdem diese gestorben, vermittelte sie seine Ehe mit einer Baronesse Stroganow. Dann zog sie sich nach Kiew in ein Kloster zurück und nahm 1758 als Schwester Neklaria den Schleier. 1767 schrieb sie auf Bitten ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter ihre Denkwürdigkeiten wieder. Bald darauf ward sie Klausnerin und erwartete ihren Tod. Allein, die in ihren Memoiren ausgesprochene Befürchtung, ihr könne noch neuer Schmerz und neuer Kummer bevorstehen, erfüllte sich. 1768 starb ihr geliebter jüngerer Bruder, im Jahre darauf ihr kränklicher, an Melancholie leidender jüngster Sohn, der schon längere Zeit in einem Kloster gelebt hatte. Im Jahre darauf erlebte sie alle Schrecken der Pest. Kurz vor ihrem Tode schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ihr, die Ihr hier zurückbleibt, weicht dem Andenken meines elenden

Lebens eine Thräne. Jeden Christen aber bitte ich, dem Herrn zu danken, daß mein Leben beschlossen ist, denn nun sind meine Thränen getrocknet und mein Seufzen ist erhört. Euch Alle befehle ich Gottes Vaterhuld, die mich begnadigt hat und mich zu meiner stillen Ruhestätte geleiten wird.“

Am 3. Juli 1771 ist sie, 57 Jahre alt, den Leiden dieser Zeit ent-
hoben worden.

J. Engelmann.





Luthers Stellung zu den Juden.

Im Jahre 1523 gab Luther eine seiner epochemachenden Schriften heraus, betitelt: daß Jesus Christus ein geborener Jude sei. Das Büchlein hat nur einen geringen Umfang, ist aber für die Stellung der evangelischen Kirche zu den Juden von höchster Bedeutung. Wir erfahren hier, wie Luther in der Blüthe seines reformatorischen Wirkens die Bekehrung der Juden erhoffte und wie er sie behandelt wissen wollte, um sie zum Christenglauben zu reizen. Er giebt es zu, daß die Bekehrung der Juden unter dem Papstthum keinerlei Erfolge gehabt, das schreibt er aber nicht den Juden, sondern ungerechter Weise allein ihren Bekehrern zu. Er sagt: „Unsere Narren, die Päbste und Sophisten, die groben Eselsköpfe haben bisher also mit den Jüden gefahren, daß wer ein guter Christ wäre gewesen, hätte wohl mocht ein Jude werden. Und wenn ich ein Jude gewesen wäre und hätte solche Tölpel und Knobel gesehen den Christenglauben regieren und lehren, so wäre ich ehe ein Sau worden denn ein Christen.“ Die Judentaufen, die bisher stattgefunden hatten, waren nach Luthers Dafürhalten wegen der Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit und Verkehrtheit des papistischen Unterrichts reine Scheintaufen gewesen. Die getauften Juden waren nach Luthers Erfahrungen innerlich Juden und dem christlichen Glauben fremd oder feind geblieben. Er sagt: „Ich habß selbst gehört von frommen getauften Jüden, daß wenn sie nicht bei unser Zeit das Evangelium gehört hätten, sie wären ihr Lebenlang Jüden unter dem Christenmantel blieben. Denn sie bekennen, daß sie noch nie nichts von Christo gehört haben bei ihren Täufern und Meistern.“

Die Unempfänglichkeit und Verstocktheit der Juden für christliche Einflüsse war nach Luthers Dafürhalten begreiflich bei den erbitternden Mißhandlungen, welche die Juden zu erleiden hatten. Luther erklärt es für Lugentheidungen, daß man den Juden Schuld gebe, sie müssen Christenblut haben, daß sie nicht stinken und bezeichnet alle übrigen Vorwürfe gegen dieselben als Narrenwerk. Den tiefgewurzelten Hang der Juden durch schlechte Geldgeschäfte Land und Volk auszumuchern, will Luther nicht wie billig, ihrer Habgier und ihrer auf Menschenverachtung beruhenden Unredlichkeit zuschreiben. Daß die Juden dem Wucher ergeben waren, findet Luther allerdings sehr tadelnswerth, aber doch begreiflich. „Daß man ihnen verbeut unter uns zu arbeiten, handtiren und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, damit man sie zu wuchern treibt, wie sollten sie das bessern?“ Luther hält es für sehr unrecht, daß die Christen mit den Juden gehandelt haben, als wären es Hunde und nicht Menschen, haben nichts mehr kunnt thun, denn sie schelten und ihr Gut nehmen, nur mit Hochmuth und Verachtung sei gegen sie gehandelt worden. „Wenn die Apostel, die auch Juden waren, also hätten mit uns Heiden gehandelt, wie wir Heiden mit den Juden, es wäre nie kein Christen unter den Heiden worden. Haben sie denn mit uns Heiden so brüderlich gehandelt, so sollen wir wiederumb brüderlich mit den Juden handeln, ob wir etliche befehren mochten, denn wir sind auch selb noch nicht alle hinan, schweig denn hinüber.“ — Er lebte der Hoffnung: „wenn man mit den Juden freundlich handelt und aus der heiligen Schrift sie säuberlich unterweist, es sollten ihr viel rechte Christen werden und wieder zu ihrer Väter der Propheten und Patriarchen Glauben treten. Will man ihnen helfen, so muß man christlicher Liebe Gesetz an ihnen üben, und sie freundlich annehmen, mit lassen werken und arbeiten, damit sie Ursach und Raum gewinnen bei und umb uns zu sein, unser christlich Lehre und Leben zu hören und zu sehen. Ob etliche halsstarrig sind, was liegt daran, sind wir doch auch nicht alle gute Christen.“

Wir sehen, Luther fordert vom christlichen Deutschland ein Aufgeben der alten Vorurtheile gegen die Juden, Freundlichkeit und Liebe gegen die Blutsfreunde, Vetter und Brüder des Herrn. Er verlangt, daß den Juden ermöglicht werde, ihren Unterhalt anders als durch Wucher zu erwerben, indem man ihnen ehrliche Erwerbsarten gestattete. Er wünscht, daß die sociale Absonderung aufhöre und die Juden, unter den Christen arbeitend und mit den Christen verkehrend, mit christlichem Leben und christlicher Lehre vertraut würden. Eine Judenemanzipation im modernen Sinne zu fordern, lag ihm dabei völlig fern. Ungetauften Juden Vollbürgerrechte zuzugestehen und sie nicht nur social, sondern auch politisch den christlichen Eingeborenen Deutschlands gleichberechtigt an die Seite zu stellen, fiel dem gesund mittel-

alterlich empfindenden Luther, der den modernen Wahn vom abstracten Staatsbürgerrechte nicht kannte, auch nicht im Traume ein. Vielmehr hoffte er ohne Einrichtung besonderer Missionsveranstaltungen, die seiner Zeit fern lagen, ein großes aufrichtiges, aus dem Herzen kommendes Drängen der Juden zu Christus und seiner Gemeinde erleben zu können, wenn er sich auch sagen mußte, daß mancher Jude verstockt bleiben werde. Wer spürt nicht in diesen Worten Luthers die Menschenfreundlichkeit seines großen liebewarmen Herzens, und freut sich der Aufrichtigkeit und Rückhaltslosigkeit, mit der er jeder Ausschreitung seiner lieben Deutschen entgegentrat. Zugleich werden wir erfahreneren Kinder des 19. Jahrhunderts, die wir die ungeheure Schwierigkeit der Arbeit an Israel kennen, über Luthers überschwängliche Hoffnungen für die baldige Bekehrung vieler in Israel billig erstaunen und sie auf einen Mangel an *Nüchternheit* zurückführen, welcher in jenen unerfahrenen Tagen begreiflich war. Luthers Hoffnungen konnten gar nicht in dem Maße in Erfüllung gehen, er mußte lernen, sie immer mehr herabzustimmen, bis seine nicht mit Nüchternheit gepaarte Liebe zu den Juden immer mehr erkaltete und ein auf natürliche und religiöse Gründe zurückzuführender Zorn gegen dieses Volk ihn erfüllte. Zu dieser inneren Umwandlung Luthers hat namentlich eine Berührung mit drei gelehrten Juden beigetragen. Er berichtet darüber selbst (Erlanger Ausgabe 32, S. 156): „Drei gelehrte Jüden kamen zu mir der Hoffnung, sie würden einen neuen Jüden an mir finden, weil wir hie zu Wittenberg ebräisch ansetzen zu lesen; gaben auch fur, weil wir Christen ihre Bücher begünsten zu lesen, sollts bald besser werden. Da ich nun mit ihnen disputirt, thäten sie ihrer Art nach, gaben mir ihr Glossen, da ich sie aber zum Text zwank, entfielen sie mir aus dem Text und sprachen, sie müßten ihren Rabbiner gläuben, wie wir dem Pabst und Doktoren u. s. w. Nun hatte ich Barmherzigkeit mit ihnen, gab ihnen eine Furbitte an die Geleitsleute, daß sie umbs Christus willen sie sollten frei ziehen lassen, ich erfuhr aber hernach wie sie mir den Christum hatten einen Thola genennet, das ist einen erhenkten Schächer. Darumb will ich mit keinem Jüden mehr zu thun haben, sie sind, wie St. Paulus sagt, dem Zorn übergeben, jemehr man ihnen helfen will, je härter und ärger sie werden, laß sie fahren.“ — Luther lernte ferner aus den Schriften der Juden, die er zu lesen bekam, ihren furchtbaren Haß gegen Christus kennen und wurde mit heiligem Zorne gegen sie erfüllt. Immer mehr erkannte er, daß an dem Hang der Juden zum Wucher nicht die Christen, sondern die Juden selbst schuld waren, daß die Judenverfolgungen nicht von christlichem Fanatismus, sondern zunächst vom Judenwucher verursacht worden waren. Die halsstarrige, mit wildem Haß und Verachtung versezte Abneigung der Juden gegen das Evangelium erfüllte Luther mit

Schmerz und Enttäuschung. Diese jüdische Halsstarrigkeit beraubte ihn nun jeder Hoffnung, daß sie sich bekehren würden. Er erklärte, ein jüdisches Herz sei so stock-stein-eisen-teufelhart, daß mit keiner Weise es zu bewegen sei. Die Juden hält er für junge Teufel zur Hölle verdammt, an einigen, meint er, gebe es noch etwas Menschliches und denen mochte auch das Evangelium zu Nutz kommen. „Vom ganzen Haufen mag hoffen wer da will, ich habe da keine Hoffnungen, weiß auch davon keine Schrift. Können wir doch unsern Christen den großen Haufen nicht bekehren, müssen uns an kleinen Häuflein genügen lassen, wie viel weniger ist's möglich diese Teufelskinder alle zu bekehren. Denn daß etliche aus der Epistel zum Römern am elften Kapitel solchen Wahn schöpfen, als sollten alle Juden bekehret werden am Ende der Welt, ist nichts; St. Paulus meint gar viel ein anderes.“ — So verbaute Luther sich selbst den Weg zu den Verheißungen der Schrift, die es ihm ermöglicht hätten, der gegenwärtigen Verstockung Israels zum Trost seine dereinstige volkeinheitliche Bekehrung zu Christus zu erglauben und zu erhoffen. So kam es denn dahin, daß er im Jahre 1543 zwei Schriften gegen die Juden herausgab, erstens: Von den Juden und ihren Lügen, zweitens: Vom Schem Hamphoras — zwei Bücher, welche an vulkanischer Leidenschaft und zerschmetternder Zorneswucht Luthers großen Streitschriften gegen den allerhöllischsten Vater zu Rom, den Hans Wurst zu Braunschweig, die Sacramentschwärmer und die räuberischen und mörderischen Bauern gleichkommen. In beiden verlangt Luther Austreibung der Juden aus Deutschland, weil sie Feinde Christi und des deutschen Volkes seien. Womit begründet nun Luther diese Behauptung und Forderung?

Er geht davon aus, daß die Juden wie die Türken, Papisten und Kotten wohl behaupten Gottes Volk und Kirche zu sein nach ihrem Eigendünkel, aber es fehle ihnen an dem rechten einigen Glauben und Gehorsam gegen Gottes Gebote. So sieht er in ihnen allen Ungläubige, denn den Historienglauben läßt er nicht als Glauben gelten. Die Juden wissen nichts, was das geringste Gesetz Gottes sei, alles ist bei ihnen mit „rabbiniſchen unſchlätigen Aufſätzen und Mißglauben also beſchmeißt, daß Moſe wohl nicht mehr kenntlich bei ihnen iſt“ (S. 219). Luther ſpottet darüber, wenn den Juden Frömmigkeit zugeſchrieben wird (S. 232), er ſagt: „ſolche Frömmigkeit iſt bei ihnen ſelbſt ſo heimlich, daß ſie auch ſelbſt nicht davon wiſſen können, was ſoll denn Gott davon wiſſen? denn ſie ſind alles Bosheit voll, voll Geizes, Neides, Haſſes untereinander, Hochmuths, Wuchers, Stolzes, Fluchens wider uns Heiden, daß ein Jude müßte ſehr ſcharfe Augen haben, ſo er ſollt einen frommen Juden erkennen, ſchweige, daß ſie ſollten alleſammt Gottes Volk ſein“, wie ſie rühmen, denn ſie verbergen wahrlich ihre Frömmigkeit ſtark unter ihren öffentlichen Laſtern, und wollen gleichwohl alleſammt,

keinen ausgeschlossen, Abrahams Blut, Moses Volk, das ist Gottes Volk sein, gegen welchen die Heiden eitel Stank sein müßten.“ Luther findet die moralische Verderbtheit der Juden so arg, daß er mit vollem Ernste behauptet: „wenn nicht mehr da wäre denn das alte Testament, so wollt ich schließen und sollt mich kein Mensch anders bereden, daß diese izige Jüden müßten sein etwa eine Grundsuppe aller losen bösen Buben aus aller Welt zusammengeflossen, die sich gerottet und in die Länder hin und her zerstreuet hätten wie die Tattern und Zigeuner und dergleichen“ (S. 313). Luther wundert sich nicht darüber, denn er sagt (S. 139): „Der Teufel hat dies Volk mit allen seinen Engeln besessen.“ Daher findet er es auch ganz begreiflich, daß der christliche Name ihnen so verhaßt sei. (S. 181:) „Sie haben solchen giftigen Haß wider die Gojim von Jugend auf eingefoffen von ihren Eltern und Rabbinen und saufen noch in sich ohn Unterlaß, daß es ihnen durch Blut und Fleisch, durch Mark und Bein gangen, ganz und gar Natur und Leben worden ist. Und so wenig sie Fleisch und Blut, Mark und Bein können ändern, so wenig können sie solchen Stolz und Meid ändern, sie müssen so bleiben und verderben. . .“ (S. 120:) „Sie sind die rechten Lügner und Bluthunde, die nicht allein die ganze Schrift mit ihren erlogenen Glossen von Anfang bis noch da her ohn Aufhören verkehret und verfälscht haben. Und all ihres Herzens ängstlich Seufzen und Sehnen und Hoffen gehet dahin, daß sie einmal möchten mit uns Heiden umgehen, wie sie zur Zeit Esther in Persia mit den Heiden umgingen. O, wie lieb haben sie das Buch Esther, das so fein stimmt auf ihre blutdürstige rachgierige mörderische Begier und Hoffnung! Kein blutdürstigers und rachgierigers Volk hat die Sonnen je beschienen, als die sich dünken lassen, sie seien darumb Gottes Volk, daß sie sollen und müssen die Heiden morden und würgen. Und ist auch das furnehmeste Stück, daß sie an ihrem Messia gewarten, er solle die ganze Welt durch ihr Schwert ermorden und umbbringen, wie sie denn im Anfang an uns Christen in aller Welt wohl beweiseten und noch gern thäten, wo sie könnten, habens auch oft versucht und darüber auf die Schnauzen weidlich geschlagen sind.“

Luther bleibt dabei, daß ein Christ (S. 244) nächst dem Teufel keinen giftigeren und bitteren Feind habe, denn einen Juden. Diese Gesinnung der Juden, welche Luther ihnen zuschreibt, ist seines Dafürhaltens auf das hohe Ansehen des Talmuds zurückzuführen, „schreiben doch ihre Talmud und Rabbinen (S. 192), das Töden sei nicht Sünde, so ein Jude einen Heiden tödtet, sondern so er einen Bruder in Israel tödtet und so er einem Heiden den Eid nicht hält, ist nicht Sünde, item stehlen und rauben, wie sie durch den Wucher thun den Gojim, sein ein Gottesdienst, denn sie halten, weil sie das edle Blut und beschnittene Heiligen sind, wir aber verfluchte Gojim, so

können sie es nicht zu grob mit uns machen noch sich an uns versündigen, weil sie der Welt Herren und wir ihre Knechte, ja ihr Vieh sind. Auf solcher Lehre beharren auch noch heutiges Tages die Juden und thun wie ihre Väter, verkehren Gottes Wort, geizen, wuchern, stehlen, morden, wo sie können und lehren solches ihre Kinder immer fur und fur nachthun.“

Was Luther 1523 als Lugentheidigen und Narrenwerk verdammt hatte, das traut er jetzt selber den Juden zu. S. 182 sagt er: „daher giebt man ihnen oft in den Historien Schuld, daß sie die Brunnen vergift, Kinder gestohlen und zerfriemet haben wie zu Trent, Weißensee u. s. w. Sie sagen wohl nein dazu; aber es sei oder nicht, so weiß ich wohl, daß am vollen ganzen bereiten Willen bei ihnen nicht fehlet, wo sie mit der That dazu kommen könnten heimlich oder offenbar, des verstehe Dich gewißlich und richte Dich danach.“

Ähnlich drückt er sich S. 244 aus: „Ich habe viel Historien gelesen und gehört von den Juden, so mit diesem Urtheil Christi stimmen, nämlich wie sie die Brunnen vergiftet, heimlich gemordet, Kinder gestohlen, item daß ein Jude dem andern einen Topf voll Blutes auch durch einen Christen zugeschickt, item ein Faß Wein, da das ausgetrunken ein todter Jude im Faße gefunden und dergleichen viel, und das Kinderstehlen hat sie oft, wie droben gesagt, verbrennet und verjächt. Ich weiß wol, daß sie solches und alles leugnen, es stimmt aber Alles mit dem Urtheil Christi, daß sie giftige bittere rachgierige hämische Schlangen, Meuchelmörder und Teufelskinder sind, die heimlich stechen und Schaden thun, weil sie es öffentlich nicht vermögen, darumb ich gerne wollte, sie wären da keine Christen sind.“ Weil nun die Fürsten und Obrigkeiten schnarchen, „das Maul offen haben“ und die Juden in ihrem Treiben keineswegs hindern, darum ist der Reichthum und die Macht der Juden, nach Luthers Meinung, in dem Grade gewachsen, daß sie die Herren und Tyrannen im Lande geworden waren. S. 183 schreibt Luther: „Die Fürsten lassen die Juden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, was sie wollen, das ist, sie lassen sich selbst und ihre Untertanen durch der Juden Wucher schinden und ausaugen und mit ihrem eigenen Gelde sich zu Bettlern machen, denn die Juden als im Elende sollten ja gewißlich nichts haben und was sie haben, das muß gewißlich unser sein, so arbeiten sie nicht, verdienen uns nichts ab, so schenken oder geben wir's ihnen nicht, noch haben sie unser Geld und Gut und sind damit unser Herren in unserm eigenen Lande und in ihrem Elende. Wenn ein Dieb zehen Gulden stiehlt, so muß er henken, raubet er auf der Straßen, so ist der Kopf verloren, aber ein Jude, wenn er zehen Tonnen Goldes stiehlt und raubet durch seinen Wucher, so ist er lieber denn Gott selbst und zu Wahrzeichen rühmen sie es getrost und stärken ihren Glauben und

giftigen Groll wider uns, sprechen untereinander: „halt fest, siehe wie Gott mit uns ist und sein Volk auch im Elend nicht verläßt. Wir arbeiten nicht, haben gute faule Tage, die verfluchten Gojim müssen uns für arbeiten, wir aber kriegen ihr Geld, damit sind wir ihre Herren, sie aber unsere Knechte. Halt fest, lieben Kinder Israel, es wird besser werden, unser Messia wird noch kommen, wenn wir so fortfahren und aller Heiden Hembdath durch Wucher und sonst auch an uns bracht haben. Wohlan, das leiden wir von ihnen unter unserem Schutz und Schirm, noch fluchen sie uns, wie gesagt.“

§. 242: „Wir sind ihre Hauswirth, so rauben sie und saugen uns aus, liegen uns auf dem Halse die faulen Schelme und müßigen Wämste, saufen, fressen, haben gute Tage in unserm Hause, fluchen zu Lohn unserm Herrn Christo, Kirchen, Fürsten und uns allen, dräuen und wünschen uns ohn Unterlaß den Tod und alles Unglück. Denke doch, wo kommen wir armen Christen dazu, daß wir solch faul müßig Volk, solch unnütz böse schädlich Volk, solche lästerliche Feinde Gottes umbsonst sollen nähren und reich machen, dafür nichts kriegen denn ihr Fluchen, Lästern und alles Unglück, das sie uns thun und wünschen können, sind wir doch wohl so blind und starrende Klöße in diesem Stücke, als die Juden in ihrem Unglauben, daß wir solch große Tyranei von den heillofen Schelmen leiden, solchs nicht sehen noch fühlen wie sie unser Junkern ja unsere wüthige Tyrannen sind, wir aber ihre Gefangene und Unterthan, klagen noch, sie seien unsere Gefangene, spotten unser dazu, als müßten wir's von ihnen leiden.“

§. 230: „Nun siehe, welch eine feine, dicke, fette Lügen das ist, da sie klagen, sie seien bei uns gefangen. Es sind über 1400 Jahr, daß Jerusalem zerstört ist und wir Christen zu der Zeit schier 300 Jahr lang von den Juden gemartert und verfolgt sind in aller Welt, daß wir wohl möchten klagen, sie hätten uns Christen zu der Zeit gefangen und getödtet, wie es die helle Wahrheit ist.“ — Kein Mensch habe sie aus Palästina nach Deutschland gerufen, ungeladen seien sie gekommen und eine schwere Last für das ganze Volk geworden. Luther vergleicht sie den Blutschwären, einer schweren Pestilenz und Plage für die Deutschen, darum verlangt er nun eine gründliche Zerstörung der unheimlich gewordenen Verhältnisse. Die Juden sollen aufhören, sich als Herren in Deutschland zu fühlen, ihre Häuser sollen ihnen genommen und zerstört werden, mögen die dann leben wie die Zigeuner, meint Luther §. 235, ihr Vermögen, das sie ja nur durch Wucher gestohlen und geraubt hätten, sei ihnen zu confisciren, §. 236, nur den ernstlich bekehrten Juden seien 100—300 Gulden zum Unterhalte ihrer Familien zu lassen, die jungen starken Juden aber mit Gewalt zur körperlichen Arbeit zu zwingen (§. 238, 259), noch besser aber sei es, den lieben Kaiser Karl zum Muster zu nehmen, der sie aus ihrem allerbesten Nest, Hispanien, ver-

trieben habe. Möchten sie doch wieder in ihr Land Jerusalem hinziehen (S. 243), gern würden die Deutschen ihnen noch Geschenke geben, um sie los zu werden, in ihrer alten Heimath könnten sie dann nach Belieben lügen, fluchen, lästern, speien, morden, stehlen, rauben, wuchern, spotten und alle lästerlichen Greuel treiben. So spricht Luther, der mittelalterliche deutsche Patriot. Bei aller Rauheit und Härte seines Tones wird der kräftigen deutsch-nationalen Selbstsucht, die er vertritt, ein hohes Maß von sittlicher Berechtigung nicht abzuspochen sein. Auch dürfen wir uns über den rohen Klang seiner Worte nicht wundern, hat ja doch der Sauerteig der Aufklärung erst viele Generationen später zu gähren begonnen und den rücksichtslosen internationalen Humanismus erzeugt, welcher eine Milde gegen die Juden allgemein verbreitet hat, die Luther von seinen Voraussetzungen aus nicht verstehen konnte. Außerdem war sein Staat, wie er ihn überkommen hatte und wie er ihn mit Bewußtsein vertrat, der corporativ gegliederte mittelalterliche Ständestaat und nicht der moderne Staat der Rechtsgleichheit und des freien Wettbewerbes. Wie er sich als Kind unseres Jahrhunderts in nationaler und socialer Beziehung zu den Juden gestellt hätte, können wir nicht des Genaueren wissen. So viel aber dürfte ruhig zu behaupten sein, daß Luther auch als Sohn unseres Jahrhunderts ein Gegner der Judenemancipation und Judenherrschaft sein würde, und bei der rauhen Männlichkeit seines Temperamentes für kräftige Maßregeln gegen die Juden eintreten würde.

Luther hat in den Jahren seiner vollen Kraft den Ansatz gemacht, den mittelalterlichen Begriff von der christlichen Obrigkeit und ihrer Pflicht, den Glauben gegen den Unglauben und die Ketzerei zu schützen, zu überwinden und demgemäß eine weitgehende Toleranz gegen alle Ketzereien gefordert, alle Glaubenskriege verurtheilt. Als er aber älter wurde, gewannen die unüberwundenen Reste mittelalterlicher Gedankenreihen in seinem Geiste neue Macht, und die mosaischen Verfügungen gegen die Abgötter und Gotteslästerer wurden für sein irrendes Gewissen verbindlich. Mittelalterlich ist daher die religiöse Verbindung, womit er die Verfolgung und Vertreibung der Juden motivirt. Luther stützt sich auf Deut. 13, 16 und 12, 32 und 1. Sam. 15, 23, daraus, meint er, gehe doch hervor, daß eine Stadt, die Abgötterei treibe, mit Feuer zerstört werden müsse. Falls Moses lebte, würde er selbst der Erste sein, die Judenschulen und Judenhäuser anzuzünden, denn sie seien die ärgsten Feinde und Lästerei des Messias, S. 234. Freilich, sagt Luther, zum Glauben könne Niemand gezwungen werden, S. 241, aber öffentlich den rechten Glauben lästern und verfluchen zu lassen, S. 246, das sei weit ein anderes; es dürfe nicht geduldet werden, durch Zusehen und Schweigen, daß sie Gott den Vater in Seinem Sohne lästern und

schänden und Christen zu ihrer Gottlosigkeit verführen. Solche Duldsamkeit würde die Deutschen nur mitschuldig machen an dem Haffe der Juden gegen Christus. Daher fordert Luther zur Erfüllung der christlichen Separationspflicht, daß sich, S. 241, die Deutschen nicht theilhaftig machen des teuflischen Wüthens und Tobens der Juden durch Gewährung von Schutz und Schirm, Essen, Trinken, Herbergen und anderer nachbarlicher Wohlthat. Die Synagogen als Stätten der Gotteslästerung sollen (S. 233, 252, 254, 259) verbrannt werden, den Juden ihre Bücher genommen werden, namentlich der Talmud und ihre Gebetbücher (S. 235, 252). Den Rabbinen, Luther nennt sie Raben und Rangen, solle bei Todesstrafe verboten werden, in deutschem Lande öffentlich Gott zu loben, zu danken, zu beten und zu lehren, da ja ihr Lob, Dank und Gebet eitel Gotteslästerei, Fluchen und Abgötterei sei (S. 252). Doch hält Luther diese Maßregeln für nicht durchgreifend genug, heimlich würden sie ja doch in ihren Sauschulen und Teufelsnestern ihr altes Unwesen weiter treiben, Gott und dem Herrn Christus zum Lort. So schrak Luther nicht vor der letzten Forderung zurück und schrieb S. 254: „Und weil wir wissen, daß sie es heimlich thun, so ist es eben so viel, als thäten sie es öffentlich. Denn was man weiß, das heimlich geschieht und geduldet wird, das heißt doch nicht heimlich und gleichwol unser Gewissen damit für Gott beschweret ist. Wohlan, da müssen wir uns fürsehen. Meines Dünkens will's doch da hinaus: sollen wir der Juden Lästerung rein bleiben und nicht theilhaftig werden, so müssen wir gescheiden sein und sie aus unserem Lande vertrieben werden; sie mögen gedenken in ihr Vaterland, so dürfen sie nicht mehr für Gott über uns schreien und lügen, daß wir sie gefangen halten, wir auch nicht klagen, daß sie uns mit ihrem Lästern und Wuchern beschweren. Dies ist der nächst und beste Rath, der beide Parte in solchem Fall sichert.“ Diese ungeheuerlichen, dem Geiste des Evangeliums schnurstracks entgegen laufenden Maßregeln empfiehlt er als eine scharfe Barmherzigkeit, die einem treuen Arzte geziemt, der auch vor strengen Mitteln nicht zurückschrecken dürfe. Darum solle man mit ihnen nach aller Unbarmherzigkeit umgehen, wie Moses that, Barmherzigkeit könne man hier nicht üben, die würde sie nur in ihrem bösen Wesen bestärken, also müsse man sie „wie tolle Hunde“ ausjagen, damit die Christen nicht ihrer greulichen Lästerung und Laster theilhaftig, mit den Juden zusammen Gottes Zorn verdienen und verdammt werden.

Es liegt auf der Hand, daß Luther hier nicht aus dem Geiste des neuen Testaments und der Reformation heraus argumentirt und Forderungen aufstellt, vielmehr erweist er sich hierin als übermannt vom mißverstandenen alten Testament und von mittelalterlichen, vom Evangelium gerichteten Wahnvorstellungen. Die evangelische Kirche hat daher die Irthümer

des alternden Reformators als für sich nicht maßgebend abgelehnt und sieht in der Schrift Luthers, daß Jesus Christus ein geborener Jude sei, welche 1523 erschien, den wahren Ausdruck reformatorischen Geistes. Luther selbst ist an seiner späteren Beurtheilung der Juden nicht mehr irre geworden. Seine letzten, kurz vor seinem Tode in Eisleben gehaltenen Predigten enthalten leidenschaftliche Ausfälle gegen die Juden. Am 14. Februar 1546 verlangte er von der Kanzel die Wegtreibung der Juden, weil sie Christum täglich lästern und schänden und die Christen nicht nur durch ihren Wucher aussaugen, sondern auch, wo sie können, tödten.

Diese Rathschläge Luthers, so sehr sie ihm am Herzen lagen, hat das deutsche Volk nicht befolgen wollen, weil sie mit dem Evangelium und den Begriffen moderner Humanität sich nicht vertragen. Die Forderung, die Juden als Feinde Christi aus dem Lande zu jagen, die Luther aufstellt und so eifrig begründet, ist unprotestantisch und als Nachwirkung der katholischen Staatsanschauung zu betrachten. Es hat die Christenheit daher wohlgethan, diese Ermahnungen des gewaltigen Mannes unbeachtet zu lassen. Ueber die socialpolitische Begründung der gewaltsamen Einschränkung der jüdischen Uebermacht, die Luther vorbringt, läßt sich reden. Daß Luther sich aber schwer irrte, als er aus religiösen Gründen die Vertreibung der Juden forderte und für ihre strafrechtliche Verfolgung eintrat, kann für einen evangelischen Christen keinem Zweifel unterliegen.

Friedrich Lezius.





„G l ü c k“.

„Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.“
Goethe (Tasso).

Wenn wir das Wort „Glück“ in dem Sinne innerer Harmonie und wahren, dauernden Friedens auffassen, so braucht die Berechtigung, dieses Thema zu behandeln, wohl nicht weiter begründet zu werden, am wenigsten in unserer Zeit, welche an dem Fehler großer Oberflächlichkeit und eben darum Unbefriedigung leidet, indem ihre Bestrebungen, wie bedeutend sie im Einzelnen sein mögen, weder in philosophischem, noch in religiösem Boden so kräftige Wurzeln haben, daß der ernstere und tiefer Denkende aller Sorge um die gedeihliche Fortentwicklung der idealen Güter enthoben wäre. Gewiß sucht auch der Oberflächlichste, dessen Gedanken in den Geschäften und Vergnügungen des Tages aufgehen, auf seine Weise das Glück. Und wohl mag es sein, daß Mancher es auf diesem Wege findet oder vielmehr vom Glück gefunden wird, indem es ihm, dank angeborener heiterer Gemüthsart und günstigen äußeren Verhältnissen, in den Schooß fällt. Aber erstlich sind das Ausnahmefälle, und dann erscheint es sehr fragwürdig, ob ein solches Glück im Interesse der Sittlichkeit überhaupt wünschenswerth sei. — Eine andere Gruppe von Menschen hat sich dem Pessimismus ergeben und folgt der Richtschnur Schopenhauers, der das Glück für etwas Negatives hielt und daher den Satz des Aristoteles, daß der Vernünftige nicht auf Genuß, sondern auf Schmerzlosigkeit ausgehe, für die Quintessenz der Lebensweisheit erklärte. Nun ist ja gewiß Jeder von uns dessen inne geworden, daß es ein vollkommenes Glück auf dieser Welt nicht giebt, und sucht sich daher in vielen Stücken zu bescheiden. Aber — um ganz abzusehen von den Tröstungen, mit welchen die Religion ihre Gläubigen sättigt — wer etwas von

der innigen Freude und Glücksempfindung gespürt, die uns das Lieben und Geliebtwerden, der göttliche Odem der Kunst und die wunderbaren Schönheiten der Natur gewähren, wer etwas von der Befriedigung empfunden hat, welche aus treuer Pflichterfüllung und dem Wirken für eine gute Sache, sei es auch ohne handgreiflichen Erfolg, erwächst, der kann sich nicht zu der Resignation bekennen, die den kühlen, grübelnden Verstandesmenschen auf das Ziel der Schmerzlosigkeit steuern heißt. Wenn dagegen Schopenhauer nicht in dem, was Einer hat oder was er vorstellt, sondern in dem, was Einer ist, die Hauptbedingungen seines Glückes oder Unglückes sieht und demnach sagt, daß „zu den echten persönlichen Vorzügen, dem großen Geiste oder großen Herzen, sich alle Vorzüge des Ranges, der Geburt, selbst der königlichen, des Reichthums u. dgl. wie die Theaterkönige zu den wirklichen verhalten“, so stimmen wir ihm darin gewiß vollkommen zu. Doch braucht Reichthum an Geist und Gemüth an sich noch nicht zu einer Quelle des Glückes zu werden, denn je höher der Mensch intellectuell, ästhetisch und moralisch entwickelt ist, desto mehr ist er auch dem Schmerze ausgesetzt, und schon Aristoteles hat bemerkt, daß alle hervorragenden Männer (in der Philosophie, Staatskunst, Poesie und in den Künsten) melancholisch seien¹. Man kann geistig reich und doch, oder gerade deshalb tief unglücklich sein, wie wir aus den Biographien mancher großen Männer sehen. Erst wenn die irrrenden Planeten ihre Sonne, die sie umkreisen sollen, gefunden haben, ist Ordnung im Weltall; und so müssen auch, damit die Seele glücklich werde, alle Kräfte des Geistes und Gemüths einen einheitlichen, beherrschenden Sammel-punkt finden, jenes selbständige Centrum da drinnen, von dem Goethe in seinem „Vermächtniß“ so schön redet:

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.“

Darum ist sicherlich das antike „*δος μοι που στησω, και την γην κινησω*“ (gieb mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich werde die Welt bewegen) der Schlüssel zum Thore des wahren Glückes, der dauernden inneren Befriedigung. „Es ist ein köstliches Ding,“ sagt auch die heilige Schrift, „daß das Herz fest werde.“ Und daß es in unseren Willen gegeben ist, diesen entscheidenden festen Punkt in dem großen perpetuum mobile der in uns wogenden und uns umgebenden Welt zu finden, ein-

¹ Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, I, 345.

zunehmen und zu behaupten, die Erkenntniß dieser Wahrheit dürfte die erste Sprosse sein, welche auf der steilen Leiter des Glückes erklimmen werden muß.

Es hat uns daher zu besonderer Freude gereicht, ein Buch zu finden, das bei seinen Betrachtungen über das Glück von diesem Gedanken durchdrungen ist und mit gesundem, kräftigem Idealismus die große Frage behandelt, wodurch wir in uns ein wahres, beständiges Glück schaffen können. Die Lectüre dieses Buches sei unseren Lesern auf das Nachdrücklichste angerathen. Gerade jetzt, wo die beginnende Sommerzeit uns dem geschäftigen Getriebe der Menschen entreißt und wieder in die Arme der Natur zurückführt, findet Mancher Muße zur Besinnung und Betrachtung, wobei er sich dann nicht ungern von einem guten Führer leiten läßt.

Es ist sehr angebracht, daß Prof. Hilty in seiner Studie „Glück“¹ keiner systematischen Ordnung des Stoffes folgt, da eine solche für diesen Gegenstand wenig geeignet wäre und Manche gleich im Beginne des Lesens abschrecken könnte, zumal die Frauen, denen die von Hilty gewählte Behandlungsweise gleichfalls zusagen dürfte.

Der Verfasser beginnt sein Buch mit einem ganz auf das Praktische gerichteten Abschnitte, mit der „Kunst des Arbeitens“. Seine Werthschätzung der Arbeit, seine entschiedene Verurtheilung jedes Müßigganges haben uns auf das Sympathischste berührt, und seine Winke über die Kunstgriffe der Arbeit, insbesondere der geistigen, entstammen einer gründlichen Kenntniß der menschlichen Natur. Wir stimmen Fichte unbedingt bei, wenn er in der Faulheit das Grundlaster der Menschheit sieht, und glauben mit Goethe, daß positive Vergehungen dem Menschen weniger zur Last zu legen sind, als seine Unterlassungen des Guten. Nur dürfen wir das Gute nicht etwa in vager und verschwommener Weise fassen, sondern müssen es in der den Fähigkeiten des Einzelnen entsprechenden Berufsarbeit und treuen Pflichterfüllung sehen. Vor zwei Jahren brachte die „Baltische Monatschrift“ ihren Lesern einen Artikel über das Thema „Arbeit!“². Bei unserer Lage erscheint dieses Thema auch heute noch außerordentlich zeitgemäß. Es hilft nichts, über das Unglück zu philosophiren oder lockenden und tröstenden Zukunftsbildern träumend nachzuhängen. Das Einzige, was hilft, was den Muth und das Kraftgefühl erhalten kann, ist die tägliche treue Arbeit. Jedem, der uns einen Wink darüber giebt, wie wir sie anfassen sollen, wissen wir es daher Dank. Dabei versteht es sich, daß solche Arbeit, selbst wenn sie mechanisch ist, nicht mechanisch aufgefaßt und verrichtet werden darf. Sie soll vielmehr die Frucht einer sittlich gekräftigten Persönlichkeit und die

¹ Prof. Dr. C. Hilty, Glück. Dritte vermehrte Auflage. Frauenfeld und Leipzig 1892. 8. 244 Seiten.

² „Balt. Mon.“, Band XXXVII, Heft 1.

Lebensäußerung eines Geistes sein, der sich des Werthes der Ziele, in deren Dienst er arbeitet, bewußt ist. Obgleich nun also nach den Principien der Ethik die That allerdings als natürliche Frucht aus der Gesinnung sich ergeben soll, wäre es doch doctrinär, die Arbeit nicht auch gerade demjenigen anzuempfehlen, der noch keinen eigenen Antrieb dazu fühlt. Denn eben die Arbeit ist ihrerseits ein Jedermann zugängliches Mittel, in dem sittlichen Streben — und was ist alle Moral anders als Streben? — gefördert zu werden und durch Selbstzucht allmählich zur Freiheit zu gelangen.

„Die Kunst, Zeit zu haben“, welche zu der des Arbeitens in naher Beziehung steht, behandelt ein weiterer Abschnitt unseres Buches. Bei den häufigen Klagen über Zeitmangel, die man in unseren ohne Hast vorwärts drängenden Tagen hören kann, ist dieses Thema so interessant, daß Jeder gern einige gute Bemerkungen darüber lesen wird.

Auch in den übrigen sechs Capiteln sind so vielseitige, tiefe und brauchbare, dabei immer klar und schlicht ausgedrückte Gedanken enthalten, daß der Leser überall gefesselt und zum Nachdenken über sich und die Welt angeregt werden wird. Der Reichthum an weiten und allgemeinen Gesichtspunkten ist ein Hauptvorteil des Buches und dürfte gleichfalls sehr dazu beitragen, ihm für unsere Zeit Bedeutung zu geben. Wir sind es nämlich leider gewohnt, die Philosophie als etwas für den normalen Menschen Unbrauchbares anzusehen und sie somit unbefehens ad acta zu legen; allenfalls, meinen wir, mag derjenige, dessen Beruf das Denken und Forschen ist, der Philosophie als guter Gymnastik des Geistes und als Unterweiserin im präcisen Ausdruck sich bedienen, aber zum wirklichen Leben hat sie doch gar keinen Bezug. An dieser oberflächlichen und sehr beklagenswerthen Auffassung ist zum großen Theil unsere neuere, auch von Hilthy nicht freundlich beurtheilte Philosophie selbst schuld, denn sie hat fast ganz aufgehört, uns wirkliche Lebensweisheit zu bieten¹. Dieser Mangel ist um so schlimmer, als in der Gegenwart auch die Religion stark zurückgetreten ist und bei Weitem

¹ Der Sklave Epiktet, einer der berühmtesten Stoiker, sagt über diesen Gegenstand Folgendes: „Der erste und nothwendigste Theil der Philosophie ist der, welcher die Lebensregeln enthält, z. B.: „Du sollst nicht lügen“. Der zweite ist der von den Beweisen (dieser Regeln), z. B.: „Warum soll man nicht lügen?“, der dritte der, welcher beide vorangehenden bestätigt und erklärt, z. B. warum dies einen Beweis bilde, was ein Beweis sei, was eine Schlussfolgerung, was ein Widerspruch, was ein wahres oder ein falsches Urtheil. Darum ist der dritte Theil um des zweiten und der zweite um des ersten willen vorhanden; der nothwendigste, der den Ruhepunkt des Ganzen bildet, ist der erste. Wir hingegen kehren es um, wir halten uns bei dem dritten Theile auf und wenden allen unseren Fleiß darauf; den ersten vernachlässigen wir gänzlich. Daher kommt es denn, daß wir lügen, während wir den Beweis dafür, daß man nicht lügen solle, stets bei der Hand haben.“ (Bei Hilthy, S. 80.)

nicht mehr die Herrschaft über die Gemüther ausübt, die sie früher besaß: man denke nur an das Papstthum, das Mönchswesen, die Kreuzzüge und vor Allem an das Jahrhundert der Reformation. Im Vergleiche zu jenen Zeiten sind wir jetzt ausnehmend nüchtern, praktisch, social und specialwissenschaftlich geworden, leider unter großer Vernachlässigung höherer Ideen und allgemeinerer Gesichtspunkte. Wer aber ohne Religion und ohne Philosophie durch das Leben zu gehen unternimmt, der muß verfluchen. Denn es giebt, wie, wenn ich nicht irre, Schopenhauer sehr richtig bemerkt, nur drei Arten zu leben: entweder auf dem Boden der Philosophie oder auf dem des Glaubens oder endlich nach der Weise des Viehes, also vegetirend. Das Buch „Glück“ kann nun in der besten (nicht in der herrschenden) Bedeutung philosophisch genannt werden, indem es uns Gedanken und Rathschläge bietet über das Leben, den Werth der verschiedenen Lebensgüter, sowie über den Weg, das eine höchste Gut, das in innerer Befriedigung besteht, zu erlangen und seines Besizes froh zu werden. Es sind nach Hilthy „fünf Wege, auf denen die Menschheit seit jeher wandelt“: über die Gedankenlosigkeit, den begangenen unter ihnen, und über einen zweiten, den Pessimismus, haben wir oben schon einige Andeutungen gemacht. Die weiteren sind: das Christenthum (einschließlich des Judenthums, das wir „als die natürliche historische Wurzel des Christenthums mit Ehrfurcht und Zuneigung betrachten“), der Stoicismus und der Buddhismus. Stoicismus und Christenthum werden nun von Hilthy in sehr interessanter und lichtvoller Weise nach ihrem Wesen und Werthe behandelt. „Der Unterschied zwischen Christenthum und Stoicismus,“ sagt er, „den zwei einzigen Lebensanschauungen, die dem Ernste des Lebens wirklich entsprechen, besteht, mit kurzen Worten gesagt, darin, daß der letztere den Versuch macht, die Leiden des Lebens zu leugnen und jedenfalls durch eine überlegene Geisteskraft zu verachten, das erstere sie hingegen in ihrer vollen Realität als vorhanden anerkennt, aber eine Kraft und ein höheres inneres Glück verspricht, das sie erträglich, ja sogar bedeutungslos macht.“ Den Stoicismus, der sich nun freilich noch in manchen anderen wesentlichen Punkten vom Christenthum unterscheidet, führt uns der Verfasser durch Reproduction und Commentirung des kleinen Handbuchs des schon erwähnten Stoikers Epiktet vor. Wenn der Verfasser die Frage aufwirft, ob nicht in der Gegenwart die stoische Moral mehr Aussicht habe, Geltung zu erlangen, als der christliche Glaube, so ist zwar einerseits die Berechtigung dieser Annahme zuzugestehen, in so fern der Stoicismus sich mehr an die nüchterne und vernünftige Einsicht wendet, andererseits aber dürfte gerade die von ihm gepredigte Resignation und sein vorwiegend negativer Charakter in sehr schroffem Widerspruche stehen zu der Activität unserer Zeit mit ihrer intensiven Lebensbethätigung auf allen Gebieten, die

durch das Christenthum, vorzüglich dasjenige protestantischen Bekenntnisses und seine ausgesprochen positive (nicht verzichtende) Tendenz geädelt werden könnte und sollte. „Gemeinsam beiden Anschauungen“, sagt Hilty in knapper und zutreffender Charakteristik, „ist, daß sie einen hohen Werth auf den Willen des Menschen legen, der allein eigentlich sein wahres Eigenthum ist (so daß er auch zum Guten nicht gezwungen werden kann), und die feste Ueberzeugung von einer sittlichen Weltordnung fordern, welche eine Abweichung von ihren Principien nicht duldet, sondern dem darauf gerichteten Eigenwillen des Menschen einen völlig sicheren und unbefiegbaren Widerstand entgegensetzt.“ Mit Recht wird von Hilty betont, daß diese beiden, dem Stoicismus und dem Christenthum gemeinsamen ethischen Momente, der freie Wille und die sittliche Weltordnung, die Aufgabe haben, eine Waffe zu sein gegen den modernen Materialismus mit seiner Predigt von der absoluten Naturnothwendigkeit und dem Kampfe ums Dasein.

Besondere Bedeutung haben die beiden letzten Abschnitte des Buches, von denen der eine kurz „Glück“ heißt, der andere mit den dem Heineschen Gedichte „Fragen“ entlehnten Worten betitelt ist: „Was bedeutet der Mensch, woher kommt er, wohin geht er, wer wohnt über den goldenen Sternen?“ In diesen beiden schönen Capiteln zeigt der Verfasser zuerst, auf welchen verschiedenen Wegen der Mensch das Glück sucht und wie er in seinen Bemühungen, es zu finden, fortwährend getäuscht wird, um dann von dem Glauben an eine sittliche Weltordnung und der Arbeit in derselben, vorzüglich aber vom Christenthum, dessen Kraft und Geist dem ganzen Buche überhaupt Gehalt und Schwung giebt, sehr eindringlich zu reden. Er legt dar, wie, um Christ zu werden, ein Willensact, eine aufrichtig vollzogene „Wendung“ nöthig sei, zu der sich bisher noch Keiner entschlossen habe, ohne dadurch den Grund zu einer dauernden und wachsenden inneren Befriedigung, d. i. zum Glück, gelegt zu haben. Das Resumé wird in folgende Worte der Gisela Grimm, einer originellen Frau unserer Zeit, gefaßt: „Das Glück ist göttliche Gemeinschaft, die Kraft dazu — der Muth, der Seele Klang.“ Durch diesen schönen, positiven Ausklang werden wir aufs Wohlthwendste berührt, während sonst der Schluß ähnlicher allgemeiner Betrachtungen meist eine Enttäuschung mit sich zu bringen pflegt.

Die selbständige, ausgereifte Auffassung vom Christenthum, die sich auch in der eigenartigen und doch ungesuchten Weise äußert, wie der Verfasser viele seiner Ansichten mit Bibelstellen belegt, ist überhaupt das Schönste in der Hilty'schen Schrift. Hierbei sind es einige Grundmomente, die dem tiefen und so energisch auf das Ideale gerichteten Geiste, der diese Blätter durchweht, einen charakteristischen Stempel aufdrücken. Vor Allem der aufrichtige Zug, der allem bloß äußerlich Angelernten, jedem Schein und jeder

Phrasen abhold, direct auf die innerste Persönlichkeit des Lesers losgeht. Hierin liegt jene Wahrheitsliebe, die für die Annahme des Christenthums, wie überhaupt jeder tieferen Weltanschauung ein unerlässliches Erforderniß ist. Denn auf sittlichem Gebiete erhält etwas erst dann Werth, wenn es nicht nur Wissen bleibt, sondern persönliches Eigenthum wird, in die Uebersetzung und dem entsprechend in die Handlungsweise des Menschen übergeht. Einen anderen Begriff der sittlichen Wahrheit giebt es nicht, als den von Goethe in die Worte gefaßt: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr“, womit Hilty's Auffassung durchaus übereinstimmt, wenn er sagt: „was keine anhaltende, ruhige sittliche Kraft giebt, das ist nicht wahr, und was solche Kraft verleiht, das muß Wahrheit allermindestens in sich tragen.“ Die in der Persönlichkeit lebendig werdende Kraft des Christenthums, die in der göttlichen Gemeinschaft ihre Quelle hat, soll sich sofort und jederzeit fruchtbar erweisen in der Thätigkeit im Dienste der sittlichen Weltordnung. Zwar soll der vernünftige Mensch nachdenken, sich ein Bild von der Welt machen, sich auch zeitweilig auf sich selbst zurückziehen, nie aber darf er sich in sich selbst vergraben. Von Tagebüchern und Selbstbiographien, ja sogar von dem Spruche des griechischen Weisen „Erkenne dich selbst“ hält Hilty nicht viel; erkenne lieber deine Pflicht, so mahnt er, suche in dem Wirken für große Ideen aufzugehen und endlich dahin zu gelangen, keine Privatangelegenheiten mehr zu haben. Diesem höchst erstrebenswerthen Ziele nähert sich aber nur, wer freudig für das Gute arbeitet, weil er an die Kraft des Guten glaubt. Kaum irgend ein sittlicher Grundsatz ist so wichtig und verdiente in solchem Maße der Jugend eingepflanzt zu werden, als der, immer nur positiv vorzugehen. „Das Gute in der Welt,“ sagt Hilty ganz ausgezeichnet, „ist überhaupt nicht in erster Linie dazu da, um das Böse zu bekämpfen, sondern das besorgen die Bösen sehr gut unter sich selbst. Das Gute muß nur leben, seinen Weg fest gehen und sich zeigen.“¹ Das Böse ist „als etwas Unkräftiges, nicht Ausdauerndes zu betrachten, das sich in Kurzem selbst vernichtet“. Die feste Zuversicht auf die Kraft des Guten, aus dem Glauben an eine sittliche Weltordnung geschöpft, ist in der That die Seele furchtlosen Handelns, die bewegende Macht im Leben der Menschheit und für den Einzelnen die Hauptstütze wahren Glückes. Sie hält, wie ein mächtiger Grundpfeiler, auch das ganze Gebäude der Volkswohlfahrt, so daß es, wenn das Wetter kommt und die Winde schnauben, nicht zusammenbrechen kann. Wer hingegen, wenn er sich in dem Besiz seiner heiligsten Güter von der Welt bedroht sieht, den Glauben fahren läßt, daß das Böse nichtig und machtlos ist, das Gute

¹ Vgl. die Worte Christi Matth. 5, 14—16.

aber allezeit von einer göttlichen Kraft getragen wird, der verliert den Antrieh, sein Möglichstes zur Aufrechthaltung der angefeindeten Besitzthümer zu thun, der muß im Kampfe erschlaffen und ist rettungslos preisgegeben. So kennt die Weltgeschichte Beispiele von heldenmüthigen Kämpfen kleiner Völker gegen eine gewaltige feindliche Woge, die machtlos abprallen mußte an dem dreifachen Erze des Vertrauens auf die gute Sache. Aber sie hat auch ihr «mene tekkel upharsin» gesprochen über kleinemüthige Seelen, welche sich durch große äußere Machtmittel, die feindlich auf sie eindringen, imponiren und zur Verzweiflung treiben ließen. Solche verzagte Geister sprachen sich selbst die Berechtigung zur Fortexistenz ab. Unter beständiger Anfeindung hat Christus und haben seine Jünger das Reich des Lichtes in die widerstrebende Welt getragen, und durch sein zuversichtliches „es soll uns doch gelingen“ hat Luther die evangelische Kirche aufgerichtet. Unter den nach menschlichem Ermessen hoffnungslosesten äußeren Umständen haben die Hellenen gegen die Weltmacht der Perser, haben die kleinen niederländischen Staaten gegen Spaniens mächtige Krone ihre Freiheit behauptet. Es ließen sich noch viele solcher Beispiele anführen, die der Kleinglaube vergeblich wegleugnen will, weil er nichts in sich spürt von der Kraft, die die Welt überwindet. Wenn nun die Lehren der Vergangenheit ihren Zweck erreichen, uns den Glauben an die endlich doch zum Siege gelangende Kraft des Guten zu stärken, so werden wir es lernen, unsere Haltung im Kampfe mit der Welt nicht vom augenblicklichen, sichtbaren Erfolge abhängig zu machen, vielmehr, der Lehre des Sokrates gemäß, wie Soldaten auf dem Posten zu stehen, auf welchen Gott uns gestellt hat, indem wir es ihm anheimgeben, ob und wann er das Wetter vorübergehen lassen und unsere schwachen Bemühungen mit Erfolg krönen will. Es ist eine feine Beobachtung Hiltys, daß unter den großen Männern gerade um diejenigen Gestalten die schönsten Kränze des Nachruhms und sagenhafter Verherrlichung sich gewoben haben, welche der Erfolg nicht immer begünstigt hat. Bewußt und groß stehen sie da im Unglück, gleichsam ein lebendiges Denkmal der Devise «Frangor, non flector».

Zu solcher mannhaften, echt christlichen Streiterenschaft gehören zwei Eigenschaften, nach denen der Idealgesinnnte vor Allem streben soll: Muth und Demuth. Sie wurzeln in der Gesinnung, die von der Realität der idealen Güter überzeugt ist, in ihrem Dienste lebt, von ihrer Kraft getragen wird. Die bei Hilty mehrfach wiederkehrende Betonung der christlichen Demuth, der absoluten Unvereinbarkeit von Christenthum und Dünkel ist auch für uns um so beherzigenswerther, als ein Stück jög. Standeschristenthums auch bei uns leider noch hier und da anzutreffen ist. Welches auch die Gründe dieser Erscheinung sein mögen, es macht sich, wie gesagt,

auch bei uns bisweilen ein falscher Aristokratismus, eine Art Junkerthum bemerkbar, dessen völlige Beseitigung sehr im Interesse der Zukunft unseres Landes läge, die nur von dem Maße unserer idealen Kraft abhängen wird. Solche Kraft muß zu allermeist ihre Neußerung finden in einem lebendigen Christenthum. Und jedenfalls ist die Demuth eines der sichersten Kennzeichen wie des wahren Christen, so auch des wahren Aristokraten. Aus der Vermählung von Muth und Demuth stammt jene, nur der ernsteren Weltanschauung eigene, allein echte Vornehmheit, die, unbeirrt von der Welt, einzig der inneren Stimme folgt.

Wir haben in Vorstehendem einige Hauptgedanken aus Hiltys reichhaltiger und bedeutender Schrift, die übrigens neben den ewigen menschlichen Problemen auch manche interessante Zeitfragen (z. B. Streberthum, Realismus, Nervosität) berührt, unseren Lesern vorgeführt. Und wenn nun zum Schlusse Jemand fragt: wie komme denn ich zu dem dauernden inneren Glück, das mir so reizvoll geschildert worden, so sei ihm nochmals mit Hilty geantwortet: die Thore stehen offen, es liegt nur an deinem Willen, den Weg, der dahin führt, zu betreten. Daß aber dieser Weg der richtige ist, lehrt die historische Erfahrung, die als der ewige Wegweiser zum Glück von vergangenen Geschlechtern in der Geschichte des Christenthums für uns niedergelegt ist.

B. v. S.





„Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen.“

„Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen,“ —
So sprach der Herr, — ein wunderherrlich Wort!
Seit ich's gehört, im Wachen und im Träumen
Klingt dieser Trost in meiner Seele fort.

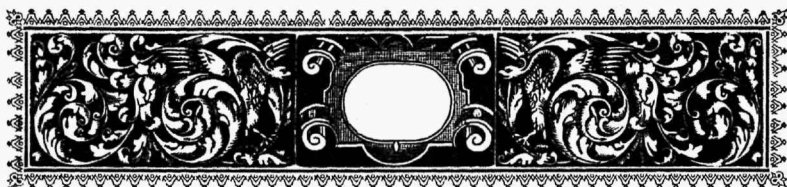
Ja, mögen mich die Feinde schmä'h'n und hassen,
Mag alle Welt sich setzen wider mich, —
Du wirst mich nicht versäumen, noch verlassen,
In aller Noth vertrau' ich fest auf Dich.

Und ob auch Jammers Ströme mich umfluthen,
Die Woge über mir zusammen schlägt,
Und ob mich brennen auch des Schmerzes Gluthen,
Ich bleibe freudig doch und unbewegt.

Denn nichts vermag mir diesen Trost zu rauben,
Daß mich mein starker Gott, mein treuer Hirt,
Mein Trostesgrund im Hoffen und im Glauben,
Niemals verlassen, noch versäumen wird.

W. K.





M i s c e l l e n .

Aus einem Kirchenbuche des Pastorats Pernigel.

Pastorat, 47. Den 13. Aprilis ist eine Pastorats Dirn, des Knechts Moritz Caspars tochter Trin, nachdem sie sich mit dem deutschen Pastorats bedienten J. W. fleischlich vermischet und ihre leibes Frucht d. 30. Octob. des 1740. Jahres des Nachts in der Pastorats Kiegen bößhafter Weise getödtet, durch Urtheil und Recht hinter dem Pastorats Morast nahe an dem Wege, der von der Land Straße nach Klauve Gefinde zugehet, geköpft und der Körper verbrannt worden. Die Umstände dieser unglücklichen That sind zur Künftigen Warnung wohl zu beobachten. Es hat dieses Mensch öfters obstructionem mensium bey sich empfunden, und daran einige Jahre Vieles erlitten. Als sie nun geschwängert war, wannnte sie vor, daß sie nach ihrer alten Weise verstopfet wäre. Da aber Stuprator selbst der Frauen heimlich bekannte, daß er sich mit ihr fleischlich vermischet hätte, so leugnete sie zwar nicht, daß sie nicht mit ihm zugehalten hätte, aber sie wollte es doch nicht zugestehen, daß sie von ihm schwanger wäre. Die vorige Verstopfungen und der fluxus mensium, den sie 3 Monathe vorhero auf dem Heuschlag hinter der Kirche gehabt, machten alles zweifelhaft. Sie selbst stellte sich biß auf den letzten Tag sehr frisch an, und that alle Arbeit, die ihr anbefohlen wurde. Man ließ indeßen doch acht auf sie geben, und ward insonderheit des Pastorats Knechts Jahns Weib Edde angesaget, ein wachjames Auge auf sie zu haben. Den letzten Abend wurde noch das Hof's Mägdchen Anna hingeschicket, um nachzufragen, was sie thäte, und ob sie dröschchen würde. Darauf sie geantwortet; sie hätte zwar einige Kopfwehen, aber dennoch wolte sie mit den andern mitarbeiten. Da nun sich alle des Nachts zur Ruhe begeben hatten, stieg sie heimlich durchs Kiegen Fenster, wie sie

solches selbst ausgesetzt, kletterte über das Abschauer und gebahr im Herabfallen das Kind, darüber sie zwar anfangs in eine Ohnmacht gefallen, aber nachdem sie sich recolligiret, das Kind getödtet und hinter der Strohkuje verstecket hat. Als die Leute aufgewachet, fanden sie das Mensch in ihrem blute liegen. Sie gab aber vor, daß sie nun eine Deffnung bekommen hätte. So bald solches auf dem Hofe kund gethan wurde, schickte man die Heb Mutter zu ihr, welche aber mit dieser Zeitung zurück kam, daß sie nun ihre Zeit bekommen hätte. Doch war man nicht sicher, sondern schickte die Hof's Magd Maria nachzusuchen, welche denn auch das Kind hinter der Strohkuje hervorzog und tod nach dem Hofe brachte. Man ließ sie hierauf gleich festnehmen, und hielt ihr ihre Gottlose That vor. Sie bewies aber keine Zeichen der Reue, so lange bis ihr die Eisen angeleget wurden. Dieses setzte sie in ein ungemeines Schrecken, daß sie auch an der gangen rechten Seite vom Schläge gerührt wurde. Es kam auch so weit mit ihr, daß sie weder Hand noch Fuß rühren konnte und ohne Sprach und Verstand recht kläglich darnieder lag; wie sie denn nicht vermögend war auf bitten des Pastoris nicht mit einem Finger ein Zeichen von sich zu geben, ob sie das verstünde, was ihr von ihm zu ihrer Erweckung vorgetragen wurde. Wie viel Sorge, Angst, Kampf und Gebeth dieses gekostet, ist dem höchsten bewußt. In drey Tagen aber änderte sich dieser klägliche Zustand. Die Kranke bekam an der rechten Seite ihr Gefühl und nach und nach ihre Sprache wieder. Und da hat Pastor nicht nachgelassen, beides Gesetz und Evangelium der damahls unglückseligen Seelen vorzutragen, welches durch die mitwirkende Gnade des höchsten so viel gefruchtet, daß die Sünderin ihre Uebelthat bekant, herzlich beweinet und ein ernstliches Verlangen nach der Gnade Gottes in Christo bewiesen. Mit dieser guten Vorbereitung wurde sie nach Riga ins Stockhaus geschicket, allwo sie aber wieder andere Gedanken bekommen, und vor dem hochpr. Rigischen Landgericht die wahren Umstände der That sehr geleugnet, und darauf so lange bestanden, bis sie von den Zeugen, welche von dem Pastorat nach Riga geschicket werden mußten, ihres freventlichen Infanticidii überzeuget, und darauf von dem Gericht zur Decollation und Verbrennung des Körpers condemniret, welches auch von dem Erl. Kayserl. Hofgericht in totum confirmirt worden ist. Hierauf wurde sie d. 4 Aprilis nach dem Pastorat in Moriz Gesind gebracht, allwo sie täglich von drey Kerls, deren 2 theils der Herr Land Richter von Duntzen; theils der Hr. Rittmeister von Meck aus grace zum soulagement des Pastoris, und 1 Kerl das Pastorat gegeben, bewachet worden. Da nun Pastor täglich sie zu zweymahlen Vor und Nach Mittag in assistance des Herren Frid. Gottl. Hilbe Candidatis Ministerii besuchet, bemerkte er anfangs an der Sünderin eine fleischliche Herzhastigkeit den vom Gericht

zuerkannten Tod zu erleiden. Es wurde ihr aber das Exempel Petri vorgehalten, sich nicht auf eigene Kräfte zu verlassen, als welches alle Zeit ein betrübtes Ende nähme. Die erste Arbeit war nun vornehmlich ihr den großen Gräul der begangenen Sünde nachdrücklich vorzutragen, welches sie denn auch anfangs dem äußerlichen Ansehen nach zur Erkenntniß und Reue brachte. Allein es schien doch noch das Herz sehr fleischlich gesinnet zu seyn, indem sie sich nicht von der Gesellschaft der Menschen gern trennen, sondern lieber oben in der Kiegen als unten allein in der bey Stube sein wolte. Man stellte ihr vor, daß es Zeit wäre, sich nun allmählich von den Menschen abzuondern, damit man desto mehr in der Stille sich fertig zum Tode zubereiten Könnte. Dieses wolte sie anfangs nicht hören, wurde auch unwillig auf Pastorem, als sie auf befehl des Hrn. land Richters geschlossen wurde. Als Pastor nun merkte, daß die Sünderin einen Unwillen und Mißtrauen auf ihn gefaßt hatte, stellte er ihr vor, daß ihr Körper nun nicht mehr unter seiner, sondern unter des Richters Gewalt stände, daher er nichts hierinnen zu disponiren hätte, als bloß vor ihre Seele zu sorgen. So bald sie nun nach der bad Stube gebracht ward, ließ Pastor die Wach Kerls ausgehen und befragte sie nachmahlen ernstlich, ob sie es aufrichtig gestände, daß sie das Kind selbst mit ihren Händen umgebracht hätte, als welches sie vor dem Gericht geleugnet, auch nicht rein ausgesaget hätte, wie das Kind ums leben gekommen wäre. Es stünde nun ja darauf, daß sie vor dem strengen Gericht Gottes erscheinen müsse, vor welchem sie nichts verheelen noch verbergen könnte. — Darauf sie endlich zur Antwort gab: *tas zaur mannam rohkahm notizzis*¹. Pastor war hierüber höchlich erfreut, daß er dieses eigene Geständniß von ihr ausgelockt hatte; setzte auf diesen Grund weiter seine Arbeit fort, und brachte sie zur schmerzlichen Reue über die Sünde, die sie begangen hatte. Sobald er dieses gewahr wurde, unterließ er nicht die Gnade Gottes auszustreichen, welche in der Schrift den armen Sündern sehr nachdrücklich angekündigt würde. Die Sünderin wurde gefragt, ob sie diese große Gnade Gottes gegen die Sünder gläuben könnte? Sie beantwortete dieses mit einem schwachen Ja; welches Pastorem bewog, Gott inbrünstig anzuflehn, daß Er sie doch an seiner Gnade nicht möchte verzweifeln lassen, sondern ihr so viel Kraft geben wolte, daß sie in ihrer Sünden Noth sich mit starkem Glauben an seiner Gnade in dem Erlöser Jesu Christo halten könnte. Hierauf fragte Sie Pastor weiter, ob sie auch wieder Stupratorum, wieder das Gericht, wieder diejenige, die das Kind hervorgebracht, wieder Pastorem als gewesenen Herren einen Haß und Groll hätte? welches sie mit Nein beantwortete und Pastorem veranlaßte

¹ Es ist durch meine Hände geschehen.

weittläufig vor der Verfühlichkeit zu handeln. Damit nun Pastor die Sünderin bey guten Gedanken erhalten, so erwehlete er täglich die Historie des Leidens Stückweise zu erklären, und nach befinden zu appliciren. Hier zeugete sich nun die erste Frucht, daß so ungern sie vorher die Fesseln an ihren Füßen leiden wolte, sie sich nun gern und willig schließen ließ. Und biß so weit hatte es immer das Ansehen, daß sie auf rechtem Wege war; biß Pastor auf das erste Wort Christi kam, welches er am Kreuze gesprochen: Vater vergieb ihnen. Ehe er auf die Worte kam, hatte er von den Wachkerks gehört, als hätte die Sünderin sehr über die gewesene Hof's Magd Maria geklaget, daß sie das Kind hinter der Stroh-Kuye hervorgesuchet und der Herrschaft angezeuget hätte; denn wenn das nicht geschehen wäre, dürfte sie jeko nicht sterben. Sie könnte es ihr nimmer vergeben. Pastor dankte Gott recht herzlich, daß ihm diese verborgene Tücke des Herzens von andern offenbahret wurde, und präparirte sich unter Anrufung der göttlichen Hülfe die Worte Christi: Vater vergieb ihnen, der Sünderin aufs nachdrücklichste ins Herz zu legen. Als nun der Vortrag geschehen war, fragte er Sie, ob Sie nach dem Exempel ihres Erlösers allen denjenigen, die sie vor ihre Feinde hielt, vergeben wolte? in genere respondebat ja. Pastor ging aber in specie die Verfohnen durch, biß er endlich auf die Magd kam, welche das todte Kind hervorgebracht hatte und fragte sie, ob sie sich mit derselben verfühnen wolte; darauf sie schlechterdings mit nein antwortete. Dieses setzte Pastorem in ein großes Schrecken. Er stellte ihr erstlich vor, daß die Maria ja kein Böses gethan, sondern nur ihr eigenes Gewissen gerettet, als welche straffällig gewesen wäre, wenn sie diese Uebelthat nicht offenbahret hätte, 2) gereichete diese Entdeckung zu der Sünderin eigenem besten, als welche durch diese Verhehlung nothwendig in Gottes Zorn und in die ewige Verdammiß gerathen wäre, 3) könnte sie mit ihrer Unverfühlichkeit nichts ausrichten, und müße das Urtheil des Gerichts demnach vollstreckt werden; Sie vergebe oder vergebe nicht, 4) hätte Christus unschuldig gelitten, und dennoch vergeben, 5) wäre dieses schlechterdings der Wille Gottes, daß wir einander vergeben solten. Darauf Pastor der Sünderin alle Loca Scripturae von der Verfühlichkeit etliche mahl vorlaß, um sie dadurch desto mehr zur willigen Verfühnung zu bewegen. Aber alle Mühe war dieses mahl vergeblich; das Herz war verstocket und der Mund verschlossen, daß Sie auch den ganzen Vormittag kein Wort aus ihrem Munde gehen ließ. Pastori gieng solches sehr zu Herzen, er bethete zu Gott, daß Er doch dem Satan nicht so viel Gewalt geben solte, das arme Mensch in seinen Sünden zu halten. Er stellte hierauf der Sünderin vor, daß er nun aufhören müßte, das Amt, das die Verfühnung prediget, zu treiben. Christus hätte nun alles an ihr gethan; Er hätte ihr seine große Gnade

und Hulde deutlich vortragen lassen, und ihr den Weg der Seligkeit nachdrücklich gezeuget. Nun hätte Christus als ein guter Hirte Sie als ein verlohrenes Schäflein gesucht; sie möchte zusehen, daß Er sein Antlitz nicht im Zorn vor ihr verbergen möchte. Gott zwingt Keinen mit Gewalt zum Himmel; es stünde bey ihr, ob sie den Weg zur Rechten oder linken erwehlen wolte. Weil nun Pastor diesesmahl nichts bey der Sünderin ausrichten konnte, mußte er mit großer Betrübniß von ihr scheiden, und in seinem Kämmerlein Gott mit großem Kampf ansehnen, der Sünderin ein bekehrtes Herz zu geben. Nachmittag fand er Sie noch in gleichen Umständen. Er brachte nachmahls alle bewegungs Gründe an sie zur Versöhnung zu bringen, welches ziemlich lange währte, biß sie endlich sagte; sie hätte auf Maria keinen Zorn, aber, hie schwieg sie stille. Pastor merkte gleich, daß noch ein anderer sein müße, dem sie nicht vergeben wolte, darum drung er darauf, daß Sie es ihm aussagen solte, und da kam es endlich auf Stupratorem aus, als der ihr allein alles Unglück zugefüget hätte. Sie weinte hiebey sehr bitterlich, und sagte, sie könnte es ihm nicht vergeben. Hier kostete es dem Pastori recht viele Arbeit, biß auf den Abend zu, sie zur Versöhnung zu bringen. Er laß ihr nachmahlen die dicta biblica einige mahl vor, und damit sie ja glauben möchte, daß die Worte von der Versöhnlichkeit nicht Pastoris Erfindung, sondern wahrhaftig in der Bibel stünden, so ließ er einen von den lettischen Wacht Kerls vortreten, und von ihm die biblischen Sprüche lesen; allein es war alles vergeblich, Mund und Herz waren in der Sünderin verschlossen. Pastor stellte hierauf vor, die Zeit wäre jezo sehr kurz, sie solte doch dieselbe nicht so sündlich zubringen, und sich theils Gottes Zorn selbst häufen, theils auch den Weg zur Seligkeit versperrern. Aber es war alles vergeblich. Die Wacht Kerls legten sich gleichfalls ins Mittel, und persuadirten sie nach ihrem Vermögen aufs beste, konnten aber nichts ausrichten. Und also mußte Pastor mit großer Betrübniß seiner Seelen unverrichteter Sachen nach Hause gehen. Denselben Abend schickte Pastor noch Stupratorem selbst zu der Sünderin, und gab ihm die Anweisung, daß er seine Sünde, die er mit ihr begangen, vor ihr erkennen und sie auf freundlichste um Vergebung bitten solte. Allein er fand kein Gehör, sie verhüllte ihr Angesicht, und ließ ihn unverrichteter Sachen weggehen. Da gieng nun erstlich die Sorge an, was man mit dem armen Menschen anfangen solte. Es war ihr die Gnade Gottes genug vorgestellt, und nun mußte ihr die Hölle und die ewige Verdammniß auf ihrem bösen Wege gleichfalls vorgeleget werden. Aber so wohl eines als das andere wolte was bey ihr verschlagen, welches gewiß den Pastorem in seinen Gedanken sehr vertiefte, dabey er doch nichts nunmehr thun konnte; als Gott um Gnade und barmherzigkeit ansehnen. Des andern Tages nahm Pastor den Stupratorem

mit, ließ ihn aber außen bleiben, und versuchte nachmahlen, ob er nicht bey der armen Seelen was ausrichten konnte. Er fand sie in selbigen Umständen und konnte aller Mühe ohngeachtet kein einziges Wort von ihr auslocken. Endlich beschwahr er den Satan, von dem armen Menschen zu weichen, als der kein Theil an dem Geschöpf Gottes hätte, welches so theuer durch Christi blut erlöset wäre; und bath Gott, daß Er doch selbst ein gnädiges Hephata sprechen und der armen Sünderin Herz und Zunge lösen möchte. Hierauf fragte Pastor die Sünderin, ob sie auf ihn (neml. Pastorem) zornig wäre? Nein, war die Antwort. Dieses erfreute ihn so sehr, daß er Gott öffentl. lobete, daß er ihr wieder die Zunge gelöset* und zum Sprechen gebracht hatte. Er fragte weiter, ob sie auf ihre gewesene Frau zornig wäre? sie antwortete nein. Ob sie auf Stupratorem böse wäre? ja. Ob sie ihm denn nicht vergeben wolte? ja. Da preisete Pastor die große Gnade Gottes, die er dieser armen Sünderin in Veränderung ihres bösen Hertzens erwiesen hätte. Er fragte weiter: ob Stuprator einkommen, und sie sich mit ihm völlig ausöhnen wolte? ja. Darauf wurde Stuprator eingefordert, welchem Pastor erstlich seine Sünde nachdrücklich vorhielt, die er begangen und hernach ermahnete, daß er um Vergebung bitten sollte. Dieses geschah und darauf gaben sie sich beide die hände. Pastor fragte, ob sie nun alles vergessen wolte? ja; ob sie Stupratori nichts böses wünschte? Nein. Ob sie Stupratori so gern die Seeligkeit wünschte als sich selbst? ja. Als dieses geschehen, war der Stein vom Herzen gehoben; da sie zuvor ihr Angesicht zur Erden niedergeschlagen hatte; so hob sie nun selbes empor und bewies ein recht freundliches Wesen. Ja da sie vorher nicht reden wolte, so gab sie nun Stupratori eine nachdrückliche Vermahnung, daß er Buße thun, und sich wohl vorsehn sollte, daß er nicht mehr in solche grobe Sünden verfiel. Er mußte auch auf ihr Verlangen bis auf den letzten Tag zu ihr komen, und in Gegenwart der Wache mit ihr des Nachts bethen und singen. So kan Gott das härteste Herz erweichen und nach seiner überschwänglichen Macht das thun, was man bei seiner Arbeit, da man selbst nichts ausrichten kan, öfters als unmöglich ansiehet. Nach dieser recht schwehren Arbeit ging Pastor in die Erklärung der 7 Worte Christi weiter fort, und befand, daß die Sünderin hiedurch in der Gnade und in dem Verlangen nach derselben sehr gestärket wurde. Er bemerkte auch einige Früchte des Geistes an ihr, 1) ein sittsahmes und stilles Wesen, da sie vorher sehr mit ihrem Kopf herumflatterte und beständig mit den Achseln zuckte, 2) einen ungezwungenen Gehorsam, der lehre und Anweisung ihres Seelen Sorgerß in allem zu folgen, 3) eine große Freudigkeit in den Tröstungen Gottes, 4) eine willige Erklärung den Tod gern zu leiden, 5) eine herzliche Liebe zu allen Menschen, welche sie dadurch bewiesen, daß sie einen jeden zur Buße vermahnet und

noch auf dem Nichtplatz diese Predigt gehalten: thut buße, thut buße und hütet euch, daß ihr nicht in solche grobe Sünden fallet, und auch Gottes Zorn zuziehet. Eilet, eilet mir bald in dem Himmel nachzukommen.

Dem barmherzigen Gott sei Preis und Ehre, daß Er allein durch seine überschwängliche Gnade Wunderbares so wohl an der Sünderin als an dem Seelsorger erwiesen. Die Sünderin stehet nun Gottlob! im Himmel unter den Gerechten, und preiset die unbegreifliche Gnade Gottes, die ihr reichlich widerfahren ist. Der Seelsorger aber erkennet's, daß Gott allein die Ehre gebühret, als der allein seine Kraft in ihm schwachen hat mächtig werden lassen. Gott hatte ihm eine doppelte Last auferleget: 1. die Seele zu Gott zu führen und 2. auf seine Unkosten den Leib durch den Nachrichten hinrichten zu lassen. Er stand in großen Sorgen, ob er, da er selbst Trostes bedürftig war, die Sünderin in der letzten Todes Noth trösten und aufrichten würde. Er verzagete an seinen eigenen Kräften, und war Sinnes, einen anderen Pastorem zu ersuchen, der die Sünderin zum Tode ausführen sollte. Sein Haus war zu der Zeit mit vielfältigem Kreuz und leiden angefüllt. Die Pastorats Niede war ihm den Winter mit Verlust von 30 Hof Maß abgebrannt, zwei arbeitsahme Menschen gestorben. Er kriegte in seiner großen bedrängniß wegen resignirender Crohns Station eben in der Woche, da er mit der Sünderin zu thun hatte, execution ins Haus, da er täglich 24 Kopfen zahlen und 2 Mann mit Essen und Trinken erhalten mußte. Der Nachrichten kam mit einem Gefellen und zwei Knechten aus, welche alle wohl gespeiset werden wolten, zu einer solchen Zeit da alle Speisewahren sehr theuer waren. Alle diese beschwehlichkeiten hat der barmherzige Gott geholfen überwinden und dem Pastori in der schwersten Zeit einen recht freudigen Muth gegeben, daß, da er selbst Trostes bedürftig war, doch andere getröstet und aufgerichtet hat. Das ist allein Gottes Werk. Ihm sey auch allein Lob, Preis und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. Dieses dienet zum Andenken den Successoribus. J.



Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Мая 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Лидфорса въ Ревелі.

Englisches Magazin

(gegründet 1857)

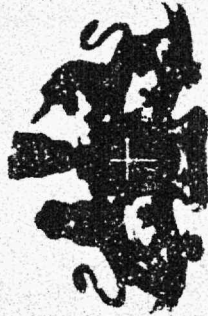
J. REDLICH, RIGA,

Grosses Lager

in allen englischen, deutschen, amerik., französischen u. russischen Artikeln.

Sämmtliche Beschläge
für Bauunternehmer und Tischler.
Schmiede- und Schlosserei-
Einrichtungen.

Sämmtliche Handwerkszeuge.
Jagd-, Fischerei- und Garten-
Geräthe u. Gartenstühle.



Flinten und Revolver
nebst allem Zubehör.

Musikalische Instrumente
nebst allem Zubehör.

Optische Waaren.
Landwirthschaftliche Geräthe.

Küchen- und Wirthschafts-Einrichtungen.

Kupfer- und Messing-Stangen und Gasrohr,
Messing-, Kupfer-, Neusilber- und Stahlbleche und Draht,
alle englischen Gussstahl u. Instrumentenstahl in allen
Dimensionen,

Balance-, Decimal- und Kornwaagen,
Hessische Graphit- u. Salamander-Schmelztiegel,
Lager steyrischer Sensen, Stralsunder Sensenreicher u.
amerikan. Senseensteine.



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.

C. M. SCHRÖDER.
Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.

Flügel

von 550 Rbl. an.

Pianos

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.

Дозволено цензурою. — Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревель.

ESTI
RAHVUSRAAMATUKOGU
AR

66 019